



Zeitung

49

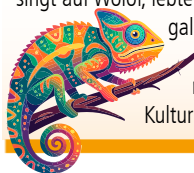
Spätsommer 2026

Interkulturell International Integrativ

Herausgeber: InForum e.V. Freiburg

Portrait

So viele Facetten – in einer Frau. Sie singt auf Wolof, lebte in Sizilien und Senegal, hat neben dem Job studiert und promoviert und leitet den KulturKiosk ►► **Seite 3**



SCHWERPUNKT Wie wir uns kleiden

Kann man im Bikini ins Büro, zum ersten Mal ins Theater als Vampir, overdressed in Freiburg sein, nur in Second-Hand einkaufen? Nur mit guter Laune! ►► **Seiten 4–11**

Gesellschaft

Unsichtbare Menschen, vergessene Wörter, ein Wohnzimmer-InOrt, Petzi der Däne und Interkulturelle Wochen

►► **Seiten 12–15**



▲ Vielfalt steht uns allen gut Fotos: kwasibanane

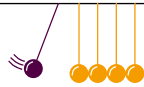
Wia ma uns gwand Nasil giyiniyoruz Come ci vestiamo how we dress как се обличае
 miabé nou dodo yé ya Como nós nos vestimos Notre façon de nous habiller چگونه لباس می پوشیم
 Dèdè n'bourouzou Wie wir uns kleiden როგორ ვიცმევთ Как мы одеваемся
 Як ми одягаємось Cómo nos vestimos 우리는 이렇게 입어요 Jak się ubieramy

Neues Land, neue Kleidung – das galt, als wir nach Deutschland zogen. Die Kleidung unseres kleinen Sohnes hatten wir nicht einmal eingepackt. Hier wäre er darin als armes Kind aufgefallen. Wir kauften ihm alles neu am ersten Tag. Für eine Jobveranstaltung meines Mannes kauften wir einen Dreiteiler, den wir am nächsten Tag zurückbrachten, da befreundete Kollegen davon abgeraten hatten: Hier ist alles lockerer. Dass Frauen in Freiburg kein Make-up tragen, war für mich eine Erleichterung. Als meine Mutter

uns besuchte, wunderte sie sich: »Schminken ist also aufdringlich, aber mitten in der Stadt nackt im Seepark zu liegen, ist voll anständig!« Die Angst aufzufallen ist Migrant*innen bekannt. Und das nicht umsonst, denn Diskriminierung aufgrund des Äußeren gibt es genug (S.10). Man kann es aber ignorieren: »Eine Jeans reicht doch völlig aus.« (S.8). Oder glänzen – egal, in welchem Land. (S.5,9). Migrant oder nicht, die Art und Weise, wie wir uns kleiden, geht weit über Fashion und Schönheit hinaus.

Sie kann Zugehörigkeit zum eigenen kulturellen Erbe, wie z.B. beim Africa Day (S.5), oder zu einer anderen Kultur (S.4) signalisieren. Sie kann auch die Identität verschleiern oder überspielen (S.7). Kleidung kann für jemanden eine Spende sein, für andere eine Geschäftsidee (S.11): Die Vielfalt an Second-Hand-Läden in der Stadt überrascht. Aber die größte Überraschung war, dass es das Klischee »Freiburger*innen kleiden sich fantasielos« anscheinend so nicht mehr stimmt – nicht zuletzt dank der Student*innen und

der Migrant*innen. Die Zukunft wird noch bunter, auch im Erscheinungsbild und bei der Kleidung der Freiburger*innen. Wir freuen uns darauf. Weniger erfreulich ist die Radikalisierung der deutschen Sprache. Eine Untersuchung dazu finden Sie auf Seite 12. Passend zu dieser leichten Sommerausgabe haben wir ein Fischrezept aus einer Hafenstadt – der italienischen Città delle Nazioni – zusammen mit einer interkulturellen Geschichte. Viktoria Balon



ImPressum

Herausgeber: InForum e.V. Freiburg
ViSDP: Viktoria Balon

Redaktion: Ketevan Bakhia, Viktoria Balon, Kirill Cherbitski, Susanne Einfeld, Jan Keetman, Murat Küçük, Carmen Luna, Naemi Ntanguen, Irene Pacini, Alexander Sancho-Rauschel, Gerd Süssbier, Carla Poltronieri

Projektleitung: Jan Keetman

Verwaltung: Julian Roeper

Praktikantinnen: Eve Christien Seewald, Annemarie Fink, Viktoria Ibach, Angelina Ibach

Grafik, Layout: Reinhardt Jacoby (kwasibanane)

Lektorat, Korrektorat: Susanne Einfeld, Irene Pacini

Kontakt zur Redaktion:
redaktion@inzeitung.de

Die **InZeitung** erscheint dreimal jährlich und wird als Beilage der Wochenzeitung *Der Sonntag* zusammen mit dem *Amtsblatt* kostenlos an alle Haushalte im Stadtgebiet verteilt. Die **InZeitung** ist auch bei der Bürgerberatung im Rathaus erhältlich.

Ausgabe vom 12. September 2026
Auflage: 112 000
Druck: Freiburger Druck GmbH

Aktuelle Nummer, Archiv und mehr:

www.inzeitung.de
@inzeitung

Liebe Leser*innen:

- Ab 18€ Jahresbeitrag können sie die **InZeitung** abonnieren und für verlässliche Planung und langfristige Absicherung der Zeitung sorgen. Die **InZeitung** kommt immer zu Ihnen nach Hause.
- Mit einer Spende ab 100 € tragen Sie aktiv zur Mitfinanzierung der nächsten Ausgabe bei.
- Auch kleine Beiträge helfen die **InZeitung** zu erhalten.

Spendenkonto:
InForum e.V.
Sparkasse Freiburg-
Nördlicher Breisgau
IBAN DE55 6805
0101 0013 3881 59
BIC FRSPDE66XXX



Roma/Sinti-Diskriminierungsbericht Freiburg

Von Viktoria Balon

Wie jedes Jahr erschien auch im Sommer 2026 diese Dokumentation, die Betroffenen eine Stimme gibt. Das Ziel ist eine Grundlage für Aufklärung, Dialog und Veränderung zu schaffen – erklären die Herausgeber: **Roma Büro Freiburg** und **Sinti-Verein Freiburg**.

Unter der Leitung von Tomas Wald (Roma Büro) sammelt eine Gruppe von Roma- und Sinti-Jugendlichen Fälle der Diskriminierung und schreibt sie auf. Sie werden von Wald systematisiert und kommentiert. Die Themenbereiche sind Schule, Polizei, Öffentlichkeit, Behörden, Arbeit, Wohnen und Gesundheit. Oft geht es auch um Migrant*innen.

»Die Ungleichbehandlung migrantischer und Minderheitskinder in der Bildung ist in Freiburg in Beton gegossen.« schreibt Thomas Wald »Im deutschen Schulsystem sind besonders die Übergänge kritisch und problematisch. Neben dem Übergang von Kita zur Grund- bzw Sonderschule, sind es die Übergänge als 10-jährige (weltweit einmalig) auf die Realschule/Gymnasium«. Die Fälle sprechen für sich:

»Vier Roma in der fünften Klasse sind wir in der Realschule, alle aus Weingarten ... jetzt aber 10 Strassenbahnstationen weiter. Wir waren alle gute Schüler und bekamen die Schulpfehlung. Und nach zwei Monaten ist bei keinem von uns noch sicher, dass wir die Schule schaffen. Der Klassenlehrer brüllt ›Ihr seid dumm, ihr habt auf dieser Schule nichts verloren!‹« (12-jähriger Schüler)

»Meine Lehrerin in der Grundschule hat empfohlen, mich auf die Hauptschule zu schicken, weil dort die Leute sind, ›die so sind wie ich‹. Dabei war ich unter den Klassenbesten. Meine Eltern waren schockiert.« (Romni, 11-jährige Schülerin)

»Es geht immer um eines, was wir Roma (und ich glaube die meisten Ausländer) als normales Verhalten ansehen, ist bei den Deutschen abartig, auffallend gestört, abnormal und kommt dann in psychologische Überprüfung und wird zur Krankheit gemacht. Ich würde vorschlagen, mehr bzw. überhaupt mal wirklich Sport und Musik einzurichten, Unterricht zum Ausagieren, um sich zu entfalten..« (Rom, 42 Jahre)

Ein Extrakapitel von Coralla Reinhardt (Sinti-Verein) ist einem Antiziganismus gewidmet, den man »nicht nur duldet, sondern feiert. – Ein Rassismus, der sich hinter Brauchtum, Fasnacht, Vereinsgeschichte, Nostalgie und War-doch-nicht-böse-gemeint versteckt«. Sie fragt sich, wieso ein »Zigeunerball« immer noch hinnehmbar bleibt, eine beliebte Veranstaltung, die auch in Freiburg stattfindet. »Und wenn Sinti und Roma sagen: ›Dieser Begriff verletzt uns‹, dann kommt nicht zuerst Einsicht. Dann kommt Abwehr. [...] Ihr macht aus allem ein Problem. Aber genau das ist das Problem: Die Mehrheitsgesellschaft entscheidet noch immer, was für die Minderheit verletzend sein darf und was nicht. Das ist kein Dialog. Das ist Machtausübung.« Den Verfasser*innen geht es nicht da-

herzlichen Dank für eure Arbeit und euer Engagement!
Kornelia Müller

■ *Liebes Team der InZeitung, ich habe gerade den Artikel über »Zwang, Kontrolle und Widerspruch, Bezahlkarte in Freiburg« gelesen. Ich kann nur sehr zustimmen. Aber kleiner Kommentar: Ihr meint nicht die Stadt Freiburg die mit der Bezahlkarte ein Problem hat, aber gleichzeitig ein sehr ähnliches System in den öffentlichen Nahverkehr ausrollt. Hier ist es nämlich auch nur noch möglich mit Karte zu bezahlen... und sehr wahrscheinlich geht hier die Bezahlkarte auch nicht. Nur so am Rande...*
Volker Epting

rum, »alle Menschen in einen Topf zu werfen, sondern darauf aufmerksam zu machen, dass eine große Mehrheit Antiziganismus nicht erkennt«. Genau deshalb ist der Diskriminierungsbericht wichtig.

■ Der Diskriminierungsbericht kann hier als PDF heruntergeladen werden:
roma-buero-freiburg.eu/site/assets/files/1894/diskriminierungsbericht26_internetdatei.pdf

... Zitate wurden teilweise redigiert

Nachtrag zum Thema »Aus eigener Kraft« (**InZeitung** 48)

Freiburg | Breisgau-Hochschwarzwald

Selbsthilfe Büro

In Selbsthilfegruppen finden Menschen zusammen, die gemeinsam ein soziales oder gesundheitliches Thema bewegen. Der Austausch mit anderen Betroffenen hilft dabei, Belastungen zu bewältigen und die Lebenssituation zu verbessern.

Das Selbsthilfebüro Freiburg/Breisgau-Hochschwarzwald ist die Kontakt- und Informationsstelle für alle Selbsthilfegruppen in der Regio. Bei der Suche nach der richtigen Gruppe oder bei der Gründung einer neuen Gruppe helfen wir gerne weiter!

- 0761 21687-35
- selbsthilfe@paritaet-freiburg.de
- selbsthilfegruppen-freiburg



Von Irene Pacini

Afrikanische Hitze in Freiburg. Steph und ich sitzen im Schatten auf dem Stühlinger Kirchplatz, neben dem KulturKiosk, den sie als Kulturmanagerin mit aufgebaut hat, und reden über vergangene Lebensabschnitte. »Nanga def!« grüßt sie ein Mann auf Wolof, die Umgangssprache in Senegal und Gambia, es folgt eine rege Unterhaltung, von der ich kein Wort verstehe. Kaum hat sie den afrikanischen Bekannten verabschiedet, wird sie von einer Dame angesprochen, diesmal auf Badisch. Auch diese Sprache hat sie gut drauf. Erstaunlich, wie viele Facetten in dieser Frau stecken.

Ich spule den Film unserer Bekanntschaft zurück, 20 Jahre fast auf den Tag genau. Damals war sie für mich »die Blonde mit der Gitarre«, die immer wieder in unserer Kneipe auftrat. Sie war Deutsche, sprach aber fließend Italienisch und gehörte bald zu unserer Italo-Gruppe mit dazu. Sie sang für uns Pino Daniele und Gianmaria Testa und dann genauso selbstverständlich französische und senegalesische Lieder in Originalsprache. Ich war fasziniert. Woher sie das wohl hatte?

Zusammen rekonstruieren wir ihr Leben vor unserer Begegnung. Sie erzählt von einer traumatisierenden Jugend, geprägt von Armut, dem Tod ihres Bruders, massiven Problemen mit Vater und Stiefvater. »Irgendetwas trieb mich in andere Kulturkreise. Heute weiß ich: Ich wollte eine gewisse Art vom Deutschsein, die diese Männer verkörperten, hinter mir lassen«. Also nichts wie weg, schon als 16-Jährige nach Sardinien, dann Sizilien, 1992 schließlich in den Senegal. Geplant waren drei Monate, es wurden sieben Jahre.

Am Anfang lief alles schief – der erste Arbeitgeber ein dubioser Typ, die Zahlung miserabel, Steph wollte vorzeitig zurück, hatte aber kein Geld für den Rückflug, die Überweisung aus der Heimat kam und kam nicht. Sie strandete mittellos im fremden Land. Aber gerade dadurch nahm ihr Leben eine entscheidende Wende. Denn inzwischen hatte sie per Zufall eine Großfamilie in der Stadt Saint-Louis kennengelernt, die sie praktisch adoptierte. »Nach den Traumata meiner Jugend war es wie ein Reset: Meine Ersatzmutter Ndeye Fatou Ndiaye gab mir das Gefühl, mit einer neuen, besseren Kindheit anfangen und mich von dort zu einer Erwachsenen entwickeln zu

können.« Ihr zuliebe entschied sie sich zu bleiben. Sie fand Arbeit in der Tourismusbranche, schloss wichtige Freundschaften, unter anderem mit den Bewohnern des Dorfs Guelakh, ein selbstverwaltetes Entwicklungsprojekt, das

Doch die Belastung forderte irgendwann ihren Tribut, die Beziehung ging in die Brüche.

In dieser Phase habe ich sie kennengelernt. Dank ihrer Sprachkenntnisse war sie inzwischen Sekretärin des Romanischen Semi-



Foto: Irene Pacini

Die Frau mit den sieben Leben

Stephanie Boye im Porträt

sie regelmäßig mit Reisegruppen besuchte. Und heiratete Salioù, den netten Automechaniker, der ihr Fahrzeug für die Touren reparierte. Wäre alles gut gegangen, wäre sie für immer geblieben.

Doch nicht alles ging gut. Das erste Kind, ein Frühchen, starb aufgrund unzureichender medizinischer Versorgung. Ein Schicksalsschlag, den sie nur dank der Unterstützung der Frauen ihrer senegalesischen Familie überwinden konnte. Beim zweiten Kind entschied sie sich schweren Herzens, nach Deutschland zurückzukehren. In Freiburg fand sie schnell Arbeit in der Uni-Verwaltung, ließ den Ehemann nachkommen, organisierte mit unermüdlicher Energie das Leben ihrer Kleinfamilie, eine weitere Tochter wurde geboren.

nars; in der Kneipe erzählte sie, wie Professoren sie immer wieder baten, ihnen mit Wolof auszuhelfen – denn ein Schwerpunkt des Seminars waren die Kreolsprachen im französischsprachigen Afrika. Sie begleitete Forschungsreisen, wurde von allen geschätzt und von ihren vorgesetzten Professoren zu einem Studium ermuntert. Linguistik, Literaturwissenschaft, Ethnologie ... eine schöne Welt, die aber ihr, der alleinerziehenden Verwaltungsangestellten ohne Abitur, verwehrt war ... oder?

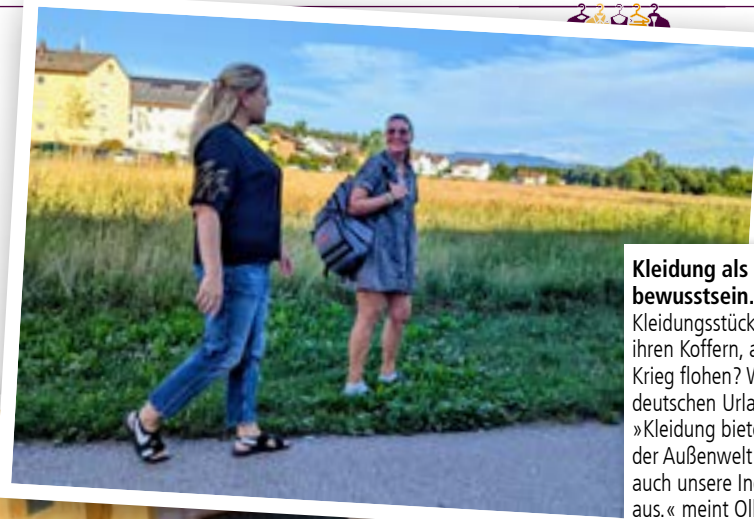
Aber Steph wäre nicht Steph, wenn sie sich geschlagen gegeben hätte. Sie erfuhr, dass man auch ohne Abitur eine Zulassung zum Studium bekommen kann, schaffte 2013 die Prüfung, und begann, berufsbegleitend zu studieren: Ro-

manistik und Ethnologie. Wieder ein neues Leben – ein hartes, mit Dreifachbelastung durch Arbeit, Kinder und Studium. Im Freundeskreis sah man sie nur noch selten. Wenige Jahre später bekam ich eine Einladung ins Südufer zur Vorstellung ihrer Masterarbeit: *Erzählungen aus dem Dorf Guelakh*, ein Dokumentarfilm über das Projekt, das sie aus ihrer Zeit in Senegal kannte. »Sie hatten mich gebeten, ein Buch über sie zu schreiben. Ich wollte aber nicht einfach aus meiner Sicht erzählen: Mir war eine afrozentrische Perspektive wichtig, so wie ich sie u.a. aus den Werken des Regisseurs und Ethnologen Jean Rouch kannte. Also entschied ich mich für einen Film, in dem die ganze Dorfgemeinschaft zu Wort kommt.«

Die filmische Arbeit, ein Novum für die Freiburger Ethnologie, wurde sehr gelobt, man bot Steph eine Doktorarbeit an der Uni Zürich an – eine Abhandlung über kulturelle Konzepte in der senegalesischen Literatur, wieder aus afrozentrischer Perspektive. Gleichzeitig koordinierte sie das *Africa Center for Transregional Research* in Freiburg. Endlich ein Leben als Wissenschaftlerin! Die Stelle als Sekretärin gab sie aber nicht auf, denn sie wusste: Ohne reiche Eltern oder finanzielle Polster kann sich frau nicht erlauben, auf befristete Projekte angewiesen zu sein. Und in der Tat: Trotz Promotion *summa cum laude* bekam sie erst einmal keine wissenschaftliche Anschlussstelle.

Eine neue Herausforderung musste her. Und das ist eben ihre aktuelle Teilzeitstelle beim KulturKiosk auf dem Stühlinger Kirchplatz, einem von Westafrikanern frequentierten und wegen Drogenkriminalität in Verruf geratenen Ort, an dem sie und ihre Mitstreiter*innen vom Verein *Schwere(s)Los!* positive Angebote schaffen möchten: Tanz, Musik, Theater, sogar Stricknachmittage. »Stricken gegen Drogen« titelte die taz. Das gefiel Steph überhaupt nicht: »Wir kämpfen hier nicht gegen etwas, sondern für das menschliche Miteinander. Wir wollen Menschen aller Schichten auf den Platz bringen, ohne jemanden zu verdrängen.« Auch dabei hilft ihr die Wissenschaft – und ihre Lebenserfahrung: »Ich habe keine Angst vor der Wandelbarkeit der Wahrheit. Anpassungsfähigkeit ist das große Plus am Menschsein.«

Das hat sie eindrücklich bewiesen. Und falls die hier erzählten Lebensabschnitte (noch) nicht sieben sein sollten: Bei Steph ist das nur eine Frage der Zeit!



Kleidung als Selbstbewusstsein. Wie viele Kleidungsstücke hatten sie in ihren Koffern, als sie vor dem Krieg flohen? Weniger als bei deutschen Urlauber*innen. »Kleidung bietet Schutz vor der Außenwelt und drückt auch unsere Individualität aus.« meint Olha. Für Marichka ist Kleidung eine Möglichkeit, »meine Stimmung ohne Worte auszudrücken. Sie kann schlicht oder farbenfroh sein – wichtig ist vor allem, dass ich mich darin selbstbewusst und ganz als »ich selbst« fühle.« Für beide gehört Kleidung auch zu den kleinen Freuden des Lebens.

Foto (Marichka u. Olha neben ihrem Flüchtlingsheim): Dmitrii Grishchenko



Kleidung als Wahlidentität. Ella kommt aus Bukarest und ist in Deutschland aufgewachsen. Sie trägt jedoch ein Hanbok, ein traditionelles koreanisches Kleid. Am Stand von Suwon beim Partnerstädtemarkt stehen immer Jungendliche Schlangen, um so ein Foto zu machen. Ella findet, dass Korea in Mode und Entertainment Europa voraus ist. Sie hat schon als Kind mit ihrer Tante K-Dramas geschaut. Sie ist ein richtiger Fan der koreanischen Kultur, Sie lernt die Sprache und nächstes Jahr studiert sie ein Semester in Südkorea. Foto (Ella mit Kim Su Hae): Viktoria Balon



Kleidung als Identität und Geschäftsidee. Mile, Francisca und Dorina kommen aus einem Dorf in der Nähe von Cartagena. Ihre Kleider sind in den Farben der kolumbianischen und der cartagenischen Flagge. Damit sind sie nicht allein. Man sieht in Cartagena viele Frauen in diesen auffälligen Kleidern, die ihr Geld damit verdienen, indem sie sich fotografieren lassen. Die Trachten haben traditionelle Wurzeln, heute sind sie Teil der touristischen Kulisse.

Foto: Carla Poltronieri

Im Bikini ins Büro

Von Naemi Ntanguen

Stell dir mal vor: Du trägst einen kleinen, spitzen Hut mit silbernen Streifen, eine Kutte, die bis zum Boden reicht, und schwarze, geschwungene Lederstiefelchen. Und jetzt hast du die Wahl, gehst du so auf die Firmenfeier mit den neu gewonnen Sponsoren, ins Freibad oder auf die Hochzeit von deiner Cousine? Wahrscheinlich nichts von alledem, oder? Dieses Outfit taugt, wenn überhaupt, nur für Fasching – aber warum eigentlich? Warum tragen wir bestimmte Kleidung? Und warum nicht einfach nackt gehen?

Erstmal zum Thema *Nackt gehen*: Kleidervorschriften legen fest, welche Körperteile sichtbar sein

dürfen, wie sie präsentiert werden sollen und welche Erscheinungsform als *angemessen* gilt. Manche Körperteile werden in verschiedenen Kulturen unterschiedlich gewertet. Sie gelten als *privat* und dürfen nur in bestimmten Situationen sichtbar sein, andere wiederum genießen lockerere Regeln und liegen gerne frei. Durch diese Einteilung werden Grenzen markiert: was ist öffentlich – was privat, was vertraut – was fremd? Dass wir uns schämen und nicht einfach nackt rumlaufen, ist keine natürliche überall identische Reaktion, sondern kulturell erlernt.

Auch ohne mit Menschen zu sprechen, bietet ein erster Blick auf ihre Kleidung Hinweise auf ihr Alter und Geschlecht, sozialen Status, religiöse Zugehörigkeit, politische Haltung und vieles mehr. Damit wirkt Klei-

dung wie eine visuelle Sprache, die gesprochen wird, noch bevor man den ersten Satz ausgetauscht hat.

Diese Sprache hilft Situationen zu strukturieren: Ein Hemd mit Krawatte sagt z. B.: »*Ich bin seriös und nehme den Anlass ernst.*« Ein Trikot mit Stollenschuhen zeigt an: »*Ich treibe Sport.*« Mütze abziehen in der Kirche betont: »*Ich befinde mich an einem religiösen Ort.*«

Und das ist der Knackpunkt: Kleidung ist immer an die Situation und den Ort gebunden. Ein Bikini am Strand ist legitim – im Büro würde er eher für Verwirrung sorgen. Kleidung ist damit also nicht im Allgemeinen *angemessen* oder *unangemessen*, sondern steht im Verhältnis zum Ort und Zeitpunkt und ggf. auch zur Tätigkeit.

Eine Person entscheidet sich vielleicht bewusst gegen den persönlichen Geschmack und damit gegen den kleinen, spitzen Hut mit silbernen Streifen, weil sie negative Reaktionen erwartet. Ein irritierter Blick, oder auch Spott und berufliche Nachteile. Selbst wenn vielleicht niemand direkt eingreift, wird das Verhalten bereits durch diese sozialen Erwartungen gesteuert und formt so soziale Beziehungen. Meist entscheiden wir selbst, was wir anziehen und was nicht. Damit können wir ein bisschen steuern, wie wir wahrgenommen werden wollen, zu wem wir dazu gehören wollen und wo wir uns abgrenzen.

Und falls ich dann versuchen sollte, aus der Norm auszubrechen, und morgen beschließe Punk zu werden: Dann bin ich dort auch mit vorherrschenden Ideen konfrontiert, wie ein Punk auszusehen hat. Durch Patches und Aufnäher, durch Löcher in Hosen und gefärbten Haaren rebellierte ich gegen die Dominanz-Gesellschaft. Auf der anderen Seite beuge ich mich dann aber wieder den Vorschriften einer anderen Gruppe, man kommt da nicht richtig raus...

Und wer denkt »*Kleidung muss Bewegung ermöglichen und soll Schutz bieten. Ich mache mir nichts draus, wie ich mich und andere sich kleiden*«, übersieht, dass nicht alle Menschen die Möglichkeit haben, sich keine Gedanken über die Wahl ihrer Kleidung zu machen. In der Geschichte der Menschheit wurden Körper in vielen Gesellschaften durch die Kleidung reguliert. Körperperformen werden hervorgehoben, kaschiert oder verborgen. Durch Vorschriften, Schulordnungen, religiöse Regeln oder staatliche Gesetze wird Macht ausgeübt. Wer bestimmen darf, was *anständig* ist, übt großen sozialen Einfluss aus. Besonders deutlich wird das bei geschlechtsspezifischen Kleidervorschriften. Je nach Geschlecht werden verschiedene Formen der Bedeckung erwartet. Solche Regeln sind nicht neutral, sondern formen und stabilisieren Hierarchien und Ungleichheit.



Kulturelles Erbe, Geschichte, Pride und Schönheit

Das Interview mit Roubama Baba-Traoré, Reporterin und Koordinatorin von Our Voice und Initiatorin des Africa Day, führte Viktoria Balon

Wie wählst du dein Outfit aus?

Je nach Situation. Als alleinerziehende Mutter muss ich mich morgens schnell anziehen. Heute ist es warm, also trage ich irgendein T-Shirt und einen Rock. Als ich in Togo im TV als Sportredakteurin arbeitete, musste ich sportlich und schick-feminin gekleidet sein und den sportlichen Spirit, Selbstbewusstsein und Kraft ausstrahlen, um mit den Männern auf Augenhöhe über Fußball diskutieren zu können. Alles kommt auf die Rolle an.

Es gibt dieses Stereotyp: Afrikaner*innen legen mehr Wert auf ihr Aussehen: Kleidung, Haare...

Es ist so und das hat mit unserem kulturellen Erbe und der Geschichte zu tun. Afrikanische Trachten sind nicht nur farbig, aber Farben haben ihre Bedeutung: Grün steht für Fruchtbarkeit und den Kampf gegen koloniale Unterdrückung, Rot für Vitalität und das Blut unserer Vorfahren, Gelb für den Reichtum der Natur z. B. Gold aus Ghana und Mali. Oder das Afro-Haar: In der Zeit der Sklaverei haben Cornrows* heimliche Botschaften, Fluchtwege und Landkarten übermittelt, heute ist es ein Trend. Früher wurde gesagt, dass Afros nicht schön seien und man sollte Produkte mit glättender Wirkung benutzen, bis irgendwann das Bewusstsein aufkam: Unsere Identität darf man nicht verachten.

Inzwischen sind afrikanische Einflüsse wie der Massai-Stil bei vielen großen Modemarken zu sehen, sogar in Japan. Gerade wegen dieser Geschichte wollen wir unsere Schönheit und unseren Stolz auf das, was wir sind, zeigen.

Und deshalb wollen Afrikaner*innen z. B. bei einer Hochzeit zeigen, wie man richtig schick zu solchen Festen geht. Seien es traditionelle oder *europäische* Kleider, sie werden richtig ausgesucht und gepflegt. Sonst sind wir jeden Tag am Rennen oder in Auseinandersetzungen mit Briefen, Behörden etc. Und in den seltenen feierlichen Momenten, wenn man durchatmen kann, tut man wirklich alles, um am besten schick zu sein.

Auch Geflüchtete?

Gerade sie! Wenn einem klar wird, dass es hier kein Eldorado ist, muss

man denjenigen, die in Afrika geblieben sind, trotzdem zeigen: Ich bin angekommen. Und das drückt sich in Kleidung aus. Egal, wie schwer es einem im Lager geht, zuhause sehen sie Fotos und denken: Wow! Er sieht würdig aus. Schick zu sein ist das einzige, was den Geflüchteten bleibt. Weil sie erst einmal nur warten dürfen, haben sie viel Zeit dafür. Die Leute, die ich unterstütze, sehen besser aus als ich. Manche schöne Sachen haben sie unterwegs in Spanien oder Italien gekauft, dort ist es billiger. Und hier gibt es Kleiderspenden. Viele geben tatsächlich sehr gute Sachen ab. Am Anfang habe ich 90% der Kleidung für meine Tochter und mich dort geholt.

Wie ist die Modeschau beim Africa Day entstanden?

Der Africa Day ist vor allem ein Austausch zwischen Geflüchteten, die neu in der Erstaufnahmestelle angekommen sind, und Freiburger*innen. Das Ziel ist, Geflüchteten eine Plattform zu geben, damit sie mit Aktivitäten je nach ihren Talenten ihre Geschichten erzählen: Mit Musik, mit Kochen, mit Wörtern... Und einige können als Model laufen. Deshalb haben wir von Anfang an die Möglichkeit angeboten, auf der Bühne zu stehen, diesen Pride zu erleben, diese 30 Minuten sich selbst sein und alles vergessen. Die Kleider können vor Ort gekauft werden und verkaufen sich sehr gut. Im Oktober wird der Africa Day sein 10-jähriges Jubiläum feiern und es wird auch etwas Besonderes geben: eventuell eine Fotoausstellung, viele unterschiedliche Bands und sicher eine tolle Modenschau.

* Zöpfe dicht an der Kopfhaut geflochten
■ Africa Day im Rahmen der Interkulturellen Wochen organisiert von Our Voice und FAIRburg, am 3.10. im Stadtgarten. Liveübertragung von Radio Dreyeckland und Spezial-Ausgabe von Our Voice: rdl.de/sendung/our-voice-die-stimme-der-unsichtbaren



Baboucarr Boye beim Fashion & Food Festival am Münsterplatz
Foto: Hans Simonyi



Nur gute Laune! Foto: privat

Wieso ich ein Model bin

Von Vera Bredova

Baboucarr Boye mag bunte Farben. Als er klein war, hat er zum Opferfest und zu anderen großen Festen immer neue bunte Sachen bekommen. Sein Vater kaufte schöne Stoffe und ließ für die ganze Familie passende Kleider nähen.

»*Ich mag afrikanische Stoffe sehr, besonders im Sommer. In afrikanischer Kleidung ist einem nicht so heiß. Wenn ich nach Gambia gehe,*

kaufe ich immer Stoffe, und ein Schneider näht mir die Kleider in meinem Stil. Ich ziehe sie oft an und ich mag sie gerade hier in Deutschland überall tragen. Leider machen es nur wenige, aber ich fühle mich damit wohl, dass ich dorthin komme.«

Unwohl hätte er sich dagegen in alten, zerrissenen ungebügelten T-Shirts gefühlt. Schöne Kleidung bedeutet ihm sehr viel. Boye läuft auch Catwalk bei Modenschauen, beim Fashion & Food Festival am Münsterplatz in Freiburg und beim Emmendinger African Festival. Man kann sich sehr gut vorstellen, wie er selbstbewusst als Model auf dem Laufsteg schreitet. Natürlich muss er trainieren, wie man läuft und performt, es gibt dazu viele Proben. Aber es macht ihm alles total Spaß. »*Ich liebe es, auf der Bühne zu stehen.*«

Er mag auch feierliche und elegante europäische Sachen. »*Ich ziehe sie an, wenn ich mich danach fühle. Viele fragen mich, ob ich zu einer Veranstaltung gehe. Manche denken, ich sei overdressed, aber das ist nur meine Laune!*«

Baboucarr Boye ist ein Paradebeispiel dafür, dass sich auch aktive, zielstrebige Menschen sehr für Kleidung interessieren können. Neben seiner Arbeit als Industrie-Mechaniker hat er den Bau einer neuen Klinik (Jahanka Health Centre) in seinem Heimatdorf in Gambia initiiert und erfolgreich umgesetzt. Und in seiner Freizeit spielt er im *Interkulturellen Theater*.



Africa Day im Freiburger E-Werk
Fotos: kwasibanane



Modest Fashion zwischen Alltag und Laufsteg
Dubai Modest Fashion Week: Emrah Altay, Creative Commons
Andere Fotos: kwasibanane



Hijab kreativ

Modest Fashion von Dubai und Istanbul bis Stockholm

Von Viktoria Ibach

Die muslimische Welt wurde lange Zeit aus westlicher Sicht als rückständig und unzivilisiert dargestellt. Dadurch wurde sie (und wird zum Teil immer noch) als antimodisch abgestempelt und von ästhetischen oder wirtschaftlichen Modedebatten ausgeschlossen. Dabei ist die »muslimische Mode« schon lange da und hat ihren Einfluss.

Wir setzen »muslimische Mode« bewusst in Anführungszeichen, weil diese Bezeichnung von Soziologie und Kulturwissenschaft zu Recht kritisiert wird. Kleidung hat keine eigene Religion, somit kann man genauso wenig von »muslimischer« wie von »christlicher« Mode sprechen. Die religiöse Kennzeichnung stigmatisiert, politisiert und reduziert Kleidungsträgerinnen auf ihren Glauben. Der Begriff fasst außerdem über 1,8 Milliarden Menschen in einer einzigen Modegruppe zusammen, obwohl Kleidung stark durch regionale Kulturen und persönliche Entscheidungen geprägt ist. Korrekter ist, von *Modest Fashion* (bescheidene Mode) zu sprechen, also von Kleidung, die den Körper verhüllt und locker sitzt. Der Begriff ist überreligiös und wird auch von orthodoxen Jüdinnen, Christinnen oder Menschen ohne Religionszugehörigkeit genutzt.

Im Westen wird die kreative Seite der Modest Fashion – und insbesondere ihr bekanntestes Element, der Hijab (Verschleierung/Kopfbedeckung) – oft nicht wahrgenommen. Dieser Art von Kleidung wird unterstellt, sich nachteilig auf das Erscheinungsbild auszuwirken, ohne dass wirklich auf die ästhetische Absicht geachtet wird. Vielen Nichtmuslim*innen ist nicht klar, dass der Hijab ebenso der Mode unterliegt. Musliminnen fühlen sich in ihrer Kleidung dadurch geringgeschätzt.

Aber warum können Musliminnen sich nicht einfach in ihrem Outfit zeigen, ohne eine gesellschaftliche Diskussion zu entflammen? Die negativen Reaktionen auf Hijab & Co. gehen auf die unterschiedlichen Wahrnehmungen des weiblichen Körpers zurück. Mode hat schon immer den Körper geformt und ihn ihren Idealen angepasst. Kleidermode ist letztlich nur ein Element des sozialen Körpers und andersherum: Durch verschiedenste Trends wurde der Körper, vor allem von Frauen, in immer wieder neue, von der Mode vorgegebene Silhouetten gezwängt. Die Ausgestaltung des Körpers (die Mode genauso wie die Schönheitsideale oder die Sauberkeitsregeln) ist die Inkorporierung sozialer Normen, und diese sind immer abhängig von der jeweiligen Kultur und Gesellschaft,

und können übrigens immer kritisch hinterfragt werden: Einiges, was im Westen als Befreiung des weiblichen Körpers gedeutet wird, wird von Kritiker*innen als Unterdrückung und Objektifizierung interpretiert. »Muslimische Mode« ist also ein spannendes Thema, das weit über die endlosen Debatten über Kopftuch oder Burkini hinausgeht. Und das langsam auch von der Modewelt entdeckt wird. Heute entwerfen Marken wie Dolce & Gabbana (Mailand), Uniqlo (Tokio) oder H&M (Stockholm) Kollektionen im Bereich der Modest Fashion, von regionalen Händlern ganz zu schweigen. Dubai gilt als Modestadt, dort gibt es eine bekannte staatliche Designschule.

Bei der Dubai Fashion Week 2025 mit 20 000 Fachbesucher*innen wurden Kollektionen von über 30 internationalen Marken und renommierten Designer*innen, wie z. B. dem Philippiner Michael Cinco, zu dessen Kundinnen auch Beyoncé gehört, gezeigt. Auch Istanbul entwickelte sich zu einer weiteren Hauptstadt der Modest Fashion, mit einer eigenen Designerszene und einer Spezialmesse, die neben der sekulären *Istanbul Fashion Week* stattfindet. Zu nennen ist z. B. das Label Les Benjamins (türkische Luxus-Streetwear) und ein besonderes türkisches Modest Fashion Konzept: eleganter *Tesettür-Style*.

In Deutschland wird Modest Fashion trotz allem immer noch nicht wirklich ernst genommen. Die Unterrepräsentation in Modezeitschriften, in sozialen Medien und durch Modemarken ist immer noch ein großes Problem für die Entwicklung dieser Art von Mode. Doch mit der einfachen Zugänglichkeit von beispielsweise Instagram können mehr Frauen ihren persönlichen Stil teilen und andere dazu motivieren, selbstbewusst ihre *modest Outfits* zu zeigen. @bursa.caramella ist ein gutes Beispiel: Sie macht modischen und aktivistischen Content mit Styling-Tipps und lustigen Sketchen. Mit ihrer eigenen Marke @caramella_thebrand – Motto: *Designed to make your modest life easier* – schafft sie Hijabs, welche durch die Stoffe und Farben den Trägerinnen die Möglichkeit geben, sich selbst kreativ auszudrücken.

Mode verbindet uns schließlich alle. Es ist eine gemeinsame Sprache, die verschieden ausgedrückt werden kann. Wir können viel voneinander lernen und uns gegenseitig inspirieren.

■ Quellen: Dr. Nargess Khodabakhshi, IZ3W, N377; Juliane Kanitz, »Das Kopftuch als Visitenkarte: Eine qualitative Fallstudie zu Stil- und Ausdrucksformen Berliner Musliminnen«.



Vertraute Gespräche, stille Konzentration und Kunst

Von Carla Poltronieri

Seit Anfang Februar kommen hier in der Merzhauser Straße 39 jeden Mittwoch Frauen zusammen, viele mit Flucht- und Migrationsgeschichte. Der erste Raum ist gemütlich eingerichtet, mit Sofas und einer Kaffeemaschine, viel Platz, um zusammen zu sitzen und sich auszutauschen. Worüber? Über ihre verlassenen Heimatländer, über ihre Träume, aber auch über Männer, die nicht im Haushalt helfen, Vor- und Nachteile von Periodenprodukten aus verschiedenen Ländern, Mülltrennung.

Den Gang hinunter ein größerer Raum, darin Tische mit mehreren Nähmaschinen. Hier ist der Mittelpunkt des migrantisch-feministischen Kunstworkshops: Es wird genäht, man berät sich, Zwischenergebnisse werden präsentiert, mal zufrieden, mal kritischer. Die Stimmung geprägt von Phasen stiller Konzentration, dann eine eilige Frage, nach einem bestimmten Faden, einem speziellen Stoff oder jemandem, der eine besonders komplizierte Nähaufgabe lösen kann. Dass viele Frauen hier jede Woche herkommen, um an ihren Projekten zu arbeiten, merkt man an der Art, wie miteinander umgegangen wird. Betritt eine Frau den Raum, die eine ganz früh, die andere eine Stunde später, wird sie herzlich begrüßt. Dinge werden schnell beiseite geschoben, damit alle genug Platz haben. Gearbeitet wird an Unikaten: Kleidern, Jacken, Kimonos, Körben. Eine Frau, Gogo, arbeitet an einem Korb, inspiriert von den Ekibbo-Körben, die sie schon in Uganda geflochten hat. Dort nutzt man neben Palmblättern und Bananenfäsern auch Papyrus, um die traditionellen Körbe herzustellen. Da sie diese Materialien hier nicht zur Verfügung hat, muss Gogo improvisieren, die Lösung: bunte Pfeifenputzer. Einen Tisch weiter sitzt Gerardine, die ebenfalls am Flechten ist. Dieses Mal handelt es sich nicht um Körbe, sondern um Braids, die ihr Selbstporträt aus Stoff schmücken sollen. Sie erzählt, dass sie gerne auffällige Farben mag, daher flicht sie die Zöpfe in Rottönen. Die Braids sind ihr Markenzeichen. In ihrer Heimat Kamerun war sie Friseurin. Das Portrait will sie auf eine Jeansjacke nähen und so auf dem Rücken tragen.

Perwin, die Tochter einer der Frauen, führt mich zum dritten

Raum. An ihrer Hand ein kleines Mädchen, das sie breit anlacht, es aber sichtlich eilig hat und sie zum Raum zieht. Perwin passt hier auf die Kinder auf, damit die Frauen einen Nachmittag Zeit für sich und ihre Kunst haben. Die junge Frau erzählt, dass viele Frauen nur kommen können, wenn sie ihre Kinder mitnehmen dürfen. Deswegen steht auf dem Flyer auch extra fett gedruckt: **Teilnahme auch mit Kind(ern) möglich!** Bei den vielen spitzen Nadeln und der erforderlichen Konzentration, die es für die feinen

Nadelstiche braucht, kann man sich außerdem vorstellen, wie wertvoll jemand ist, der gerne die umherflitzenden Kinder beschäftigt.

Gezeigt wurden die Produkte des Kunstworkshops *Storycloth von Stille zu Resonanz* beim diesjährigen Koki-Sommerfest. Sie wurden dabei erst am Körper getragen und anschließend an Wänden, auf Tischen und Stühlen als Ausstellungsstücke im Raum verteilt. Ein eigens komponiertes Soundscape begleitete die Präsentation, in welchem auch Stimmen und Klänge des Projekts zu hören waren. Die Ausstellung ist auch jetzt vom 12. bis zum 27. September im Huji Maja, Friedrichstrasse 58, zu sehen.



■ Das Projekt »Storycloth von Stille zu Resonanz« entstand im Rahmen eines Kunstkollektivs unter der Trägerschaft von FAIRburg e.V., Kooperationspartner: Südwind Freiburg e.V., Stadt Freiburg, Huji Maja e.V. und Kommunales Kino Freiburg. Förderer: INTA-Stiftung und Förderverein Frauen in Not Freiburg e.V.

Bühnenkostüme und die Kraft der Verwandlung

Von Monika Hermann

Es gibt eine Art magische Wirkung, wenn man ein Theaterkostüm anzieht und in die Rolle hineinschlüpft. Darüber spreche ich mit Jugendlichen der Nachmittagsbetreuung von *Südwind* e.V., die an der Theaterproduktion *MONSTRÄRE* vom Stadttheater beteiligt waren.

Sie haben in mehreren Szenen ganz unterschiedliche Rollen gespielt: als Hexen, Zombies und sportliche Werwölfe. Dabei mussten sie ständig in der Umkleidekabine die Kostüme schnell wechseln. Allen hat gefallen, dass die Kostüme gemeinsam mit ihnen aus einer Vorauswahl ausgesucht wurden.

Gab es für euch einen Unterschied, wenn ihr dann das Kostüm an hattet?

Ewa: Man hat sich mehr getraut durch das Kostüm. Das Kostüm hat einem voll in die Rolle reingeholfen und gab einem so einen Kick.

Awen: Ab dem Moment, wo ich das Kostüm angezogen hatte, war ich vollständig *da* gewesen.

Fawza: Als wir Zombies waren habe ich mich mehr getraut. Da konnte man mein Gesicht nicht so sehen und mich erkennen. Vieles, was wir machen mussten, war irgendwie peinlich und mit der Verkleidung war das leichter.

Rojin: Die Verkleidung hat wie ein Schutz gewirkt. Nicht mehr ich, wie ich sonst bin, sondern in der anderen Identität. Ab dem Moment gab es nichts *Peinliches* mehr.

Habt ihr auch manchmal einen Widerstand gefühlt?

Ewa: Eigentlich nicht. Manchmal war es zu warm, im Fell zu sein und auf den Auftritt zu warten.

Und welche Rolle hat am meisten Spaß gemacht?

Mehrere: Die Hexenrolle!
Mariam: Das Hexenkostüm hat mich verändert und glücklich gemacht.

Die Hexen bildeten einen Kreis und jede Hexe zeigte eine kurze individuelle Solonummer mit einer individuellen Bewegung zum Publikum hin.

Mariam: Manche im Publikum oder untereinander beim Proben mussten bei manchen Szenen fast schreien vor Lachen.

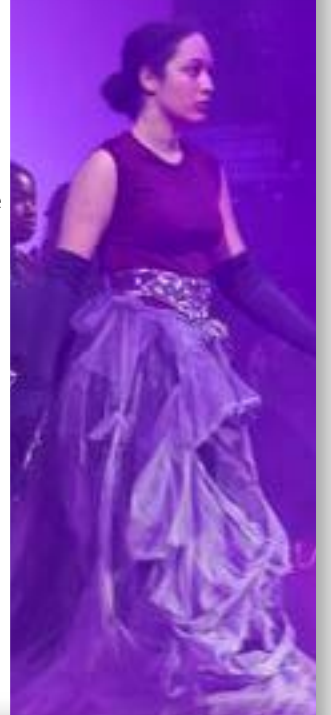
Gab es mal die Angst ausgelacht zu werden?

Ja (alle nicken). Aber dann haben sie erlebt, wie sie durch die Präsenz in der Rolle auf der Bühne stärker wurden. Und der Applaus war überwältigend.

Die Verbundenheit untereinander in der Theatergruppe bleibt, und es wird weitergehen. Ewa sagt, dass sie durch diese Erfahrung so sehr verändert wurde, dass die Leute sie jetzt anders sehen. »Für uns war es etwas Neues, keine von uns war je im Theater«, ergänzt Rojin. »Alle haben sich freier gefühlt: als Hexe, Bro oder Zombie, egal, was ich war, ich habe mehr Freiheit gespürt. Da war ich bei mir selbst.«

Beim Gespräch waren dabei: Ewa Mirza, Mariam Chreim, Awen Mirza, Rojin Mirza, Fawza Majeed

Monsträre. »Junges Theater« (März–Juni 2026). Das Theaterstück wurde von den Jugendlichen selbst geschrieben. Konzept und Regie: Brandy Butler / Kenza Nessaf
Fotos: Lukas Heiboes



Mein Stil

Von Murat Kügük

Mein ganzes Leben lang wusste ich nicht, was es heißt, sich gut zu kleiden. In meiner frühen Jugend strickte Mutter unsere Pullis. Ich hatte immer nur eine Hose und es wurde keine neue gekauft, bevor die alte abgetragen war. Ich hatte wenige Kleidungsstücke und mehr brauchte ich auch nicht.

Meinen ersten Anzug habe ich mir während meiner Zeit als Journalist gekauft. Es war eine berufliche Notwendigkeit, und lange Zeit in meinem Leben habe ich nicht verstanden, dass Kleidung nicht nur ein Bedürfnis ist, sondern auch eine Möglichkeit, sich selbst auszudrücken.

Bis ich vor einigen Jahren in der Badischen Zeitung die Straßeninterviews unter dem Titel *Stilfragen* gelesen habe. In diesen Interviews waren kurze Fragen an junge Menschen gerichtet, die durch ihre Kleidung auffielen. Sie erklärten, warum sie sich so kleideten. Jeder von ihnen hatte seine individuellen Vorlieben. Ihre Kleidungswahl war ein Ausdruck ihrer Persönlichkeit. Und die meisten legten großen Wert auf Nachhaltigkeit und Fairness.

Diese bewussten Antworten fand ich damals sehr wertvoll. Da waren Menschen, die sich selbst gut kannten und ihres Wertes bewusst waren. Während ich diese Beiträge las, fragte ich mich: Hatte ich überhaupt einen Stil? Gab es einen besonderen Grund dafür, dass ich jahrelang nur Jeans trug? Ich glaube nicht. Ehrlich gesagt trug ich Jeans, weil sie einfach bequem und strapazierfähig waren. Jedenfalls war ich gegen Marken und trug definitiv keine Klamotten mit Marken. Man kann das als einen Stil bezeichnen. Aber damals war das die gemeinsame Haltung aller linken Jugendlichen. Nichts Besonderes.

Könnte es sein, dass ich keinen Kleidungsstil habe, der mich widerspiegelt, weil ich mich nicht genug mit der Frage beschäftige, wer ich bin und welche Werte ich habe? Dann wäre es gut, wenn ich mir dafür ein bisschen Zeit nehme. Über Kleidung nachzudenken bietet einem sicher die Möglichkeit, sich selbst besser kennenzulernen. Vielleicht soll ich jetzt damit anfangen.

Empathie ist mir wichtig, und ich wünsche mir ein schlichtes, minimalistisches Leben. Letzten Sommer hat meine Tochter Outfits für mich zusammengestellt und mich dabei fotografiert, um mir ein paar Beispiele zu zeigen, wie ich mich kleiden sollte. Das Ergebnis war perfekt. Aber die Sache mit der Nachhaltigkeit und Fairness ist nicht einfach. Mein Einkaufsvergnügen soll nicht dazu beitragen, dass am anderen Ende der Welt Wasserquellen vergiftet werden oder Menschen wie Sklaven arbeiten müssen.

Das sieht schwierig aus. Okay, schlicht und bequem könnte mein Stil sein. Ich mag Wollhemden nicht nur, weil sie bequem und atmungsaktiv sind, sondern auch, weil ich mich nicht mit dem Bügeln beschäftigen möchte. Ein paar Hosen und bequeme Schuhe dazu. Aber es sollten nicht zu viele sein, und mein Kleiderschrank sollte überschaubar bleiben.



Glänzen im Café
Foto: Fabrizio Galupoi



Murats Outfit ausgesucht und fotografiert von seiner Tochter



La Boutique LeSac
Foto: Salome Deistler

20 Jahre Boutique LeSac Second-Hand mit Herz

Von Annemarie Fink

Versteckt in einem Hinterhof in der Sedanstraße liegt die Boutique LeSac. Ihren Namen verdankt sie den Säcken, in denen die Kleiderpenden häufig angeliefert werden – *Le Sac* ist französisch für *der Sack* oder *die Tasche*. Seit 2006 können Frauen hier in großzügigen Kellerräumen nach neuen Klamotten stöbern und gespendeten Dingen ein neues Leben schenken.

Der Frauen-Secondhandladen ist ein Projekt des Fördervereins OFF – Obdach für Frauen. Der gemeinnützige Verein wurde 1998 von engagierten Bürgerinnen gegründet, nachdem eine Studie gezeigt hatte, dass rund 30 Prozent aller Obdachlosen in Freiburg Frauen sind. Der Satz »*Armut ist weiblich*« begleitet die Arbeit von OFF seit vielen Jahren. Weibliche Wohnungslosigkeit galt lange als kaum existent, da sie oftmals verschämter und unauffälliger ist als die Obdachlosigkeit von Männern.

Finanziert wird die Arbeit des Fördervereins ausschließlich durch Spenden und die Einnahmen der

Boutique. Konkret hilft OFF Frauen in Not mit unbürokratischen Hilfen dort, wo professionelle Stellen an ihre Grenzen stoßen: beispielsweise mit zinslosen Kleinkrediten bei Überschuldung oder für Kautiolen, oder mit Zuschüssen für berufliche Weiterbildungen. Hilfe zur Selbsthilfe, ganz unkompliziert.

Die Boutique LeSac ist dabei mehr als nur ein Kleiderladen. Rund 20 ehrenamtliche Frauen, viele davon bereits im Ruhestand, sortieren und verkaufen die gespendeten Dinge, aber es ist eben auch ein Safe Space und eine Anlaufstelle für Frauen in Notsituationen.

Als einer der ersten Secondhand-Läden in Freiburg, lange bevor Secondhand trendy wurde, hat sich die Boutique bis heute gehalten und ist immer weiter gewachsen. Wer heute, nach 20 Jahren, durch die immer wieder erweiterten Kellerräume in der Sedanstraße schlendert, findet mehr als nur ein gutes Stück zum kleinen Preis, sondern vor allem einen Ort, an dem Nachhaltigkeit und Solidarität zusammenkommen. Kleider machen Leute, heißt es – bei LeSac machen sie vor allem eines: einen Unterschied.

■ Boutique LeSac, Sedanstraße 22, Hinterhaus, Freiburg. Geöffnet dienstags 15–19 Uhr und donnerstags 10–14 Uhr.



Nina. Glänzen an der Dreisam
Foto: Hans Simonvi

Bunt ist sie

Von Melisa Mustafaovic

Bunt ist sie, wie ein Blumenstrauß. Langer, aprikosenfarbener Mantel und kurze, rote Haare, stets gut frisiert. So kam sie aus dem Gemeindehaus der frühen neunziger Jahre die schmale Gasse entlang auf die »*Öko-Promenade*« in Sulzburg. Alle Blicke auf sie gerichtet, ging sie unbeirrt zum Bäcker. Die Allemannisch sprechenden Verkäuferinnen beäugten sie ungläubig, in ihren Augen Fragezeichen und die lautlosen Gedanken »*wer putzt sich scho' so fei' rüs, um ei' paar Brötle zu hole'», um dann wieder ins Hörbare und Höfliche »was hä'n Sie denn gern?» zu wechseln. Ein charmantes Lächeln, Deutsch mit bosnischem Akzent, höflich aber bestimmt, bestellte die bunte Frau ihre Brötchen. Wie ein Theaterstück in drei Akten: knalliges Erscheinen auf der Bühne, Sprechensatz mit Brötchen-Klimax und schwungvoller Abgang, knusprige Essenz in scheinbar Alltäglichem.*

So war sie und so ist sie immer noch. Meine Mutter. Laut, rothaarig, Strasssteine auf der Jeansjacke, blumige Kleider, grelle Sportshirts, leuchtend rosa Turnschuhe, fit in ihrem siebten Jahrzehnt. Angst vor vielen fremden Blicken hatte sie nie, ganz im Gegenteil, sie genoss und genießt sie so sehr wie ein Durstiger in der Freiburger Hitzewelle eine erfrischende Apfelschorle. Das war schon in Doboj so, unserer Heimatstadt, genährt von drei Flüssen. Da kleideten sich die Frauen fließend um die Wette. Schuhe mussten zum Gürtel, der Gürtel wiederum zur Tasche und die Tasche zum Rock passen. Rock, wohl gemerkt, keine Hosen. Frauen, die was auf sich hielten, trugen keine Hosen (nur die Burschikosen trugen Hosen). Die Blicke anderer

Männer waren eine unsichtbare Währung, eine Art Kryptowährung, da auch verschlüsselt und leicht im Verborgenen austauschbar, fernab der Göttergatten genießbar. Je mehr davon, desto reicher die Blickempfängerin. Ein Trost dafür, dass der eigene Mann seine Augen den jüngeren, frischeren, aber nicht unbedingt schöneren Frauen geschenkt hatte.

Mich hat dieses Optik-Balz-Gewinnspiel nie besonders beeindruckt, nicht einmal als Teenager, wenn einem alles wichtig erscheint, um sich einen vermeintlichen Evolutionsvorteil für die spätere erfolgreiche Paarung zu sichern. Vom Kriegswinde verweht, hat uns das Sulzburg der frühen Neunziger als Flüchtlingsfamilie warmherzig und unvoreingenommen aufgenommen. Seine Menschen, wie in der Pluribus-Serie, alle im gesunden Ökologischeschritt, gute Laune verbreitend, stets bemüht, uns, die miesepetrigen Zugezogenen mit der fein gekleideten Oberhäuptin, ein Lächeln ins Gesicht zu zaubern. Der einzige, der es bei mir geschafft hat, war der aus den USA für den kurzen Besuch angereiste Enkelsohn der Baba (Oma) Reich, der beim gemeinsamen Mittagessen schweigsam seine Suppe löffelte und vermutlich wegen zu viel Pfeffer so dolle niesen musste, dass ihm dabei ein sattgrüner Riesenrotz aus der Nase direkt in die Suppe hüpfte. So viel zur Optik.

Was blieb: je knalliger die Oberhäuptin mit ihrer femininen DNA, die mich dieser Welt schenkte, desto unauffälliger mein damaliges 16-jähriges Ich, welches sich stets und gelungen versteckte. Das habe ich vielleicht dem damaligen, auf die ungerechte Welt wütenden, trostspendenden Grunge zu verdanken. Auch heute noch fällt es mir schwer, zu glänzen. Und der Glanz ist bestimmt sehr verlockend.

Was Kleidung kostet: Ein Wandbild in Valencia kritisiert die Bedingungen der Textilproduktion
Hintergrundfoto: kwasibanane



Die ersten Eindrücke Wie Menschen aus Freiburg sich kleiden

Student*innen an der Uni-Freiburg und eine Neu-Freiburgerin, gesammelt von Eve Seewald

Eine Sache, die mir gleich aufgefallen ist, sind die vielen wandernden Rentner. Oft mit Wanderrucksack, Wanderschuhen und funktionalen Hosen. Sie sehen aus, als wären sie jeder Zeit bereit, einen Berg zu besteigen. Auch die Studenten setzen sich mit Wanderrucksack in die Bibliothek und transportieren darin anscheinend ihre Uni-Sachen. Ich würde sagen, diese Frequenz an Wanderrucksäcken ist schon das herausstechendste Merkmal an der Freiburger Mode.

Jonas (Tschechien)

Als ich zum ersten Mal nach Freiburg kam, hatte ich das Gefühl, dass man sich so anziehen und ausdrücken kann, wie man möchte. Im Jahr davor habe ich in England gelebt, in einem kleinen Dorf. Dort ziehen sich alle ziemlich langweilig an. Zunächst dachte ich: Wow, die Studierenden sind so modebewusst! Sie kleiden sich nicht einfach nur an, sondern um ihren eigenen, coolen Stil auszudrücken. Dann merkte ich: In Freiburg tragen die Menschen entweder richtig coole Sachen und haben ihren ganz eigenen Stil, den ich wirklich inspirierend finde, oder sie kleiden sich total funktional und entsprechen damit dem deutschen Klischee: Socken, Sandalen, Wanderkleidung. Es fühlt sich an, als gäbe es kaum etwas dazwischen.

Catrina (England)

In Freiburg ist mir aufgefallen, dass viele Menschen Kleidung mit Mustern tragen, die aus Indien oder Pakistan stammen. Also wirklich viele Menschen! Ich weiß nicht, wo sie diese Sachen gekauft haben, aber die Muster wirken so, als wären sie indischen oder pakistanischen Ursprungs – so, wie ich es aus der Mode in Indien kenne.

Dishika (Indien)

In Littenweiler habe ich einmal eine ältere Dame getroffen, die barfuß war. Dann sagte sie: »Ach, du solltest auch barfuß laufen.« Danach habe ich es ausprobiert. In Kenia wussten wir nicht, dass es gesund ist, barfuß zu laufen, und wir waren so arm, dass wir uns keine richtigen Schuhe leisten konnten. Wir hatten Sandalen aus alten Fahrrad-, Motorrad- oder Autoreifen. Manchmal hatten wir auch neue Hosen, die extra zerschnitten waren. Etwas komisch ist, dass die Menschen in Kenia eher mit Sachen herumlaufen, die kaputt sind, weil sie nichts Neues haben, aber hier ist es Mode, wenn eine Hose Löcher hat.

Marv (Kenia)



Melisas Mutter fällt es nie schwer, zu glänzen. 90-er Jahre. Das Kleid stammt aus der Caritas-Sammlung.



Mutter und Tochter glänzen in Mostar
Fotos: privat



In Freiburg kann man sich so anziehen und ausdrücken wie man möchte
Fotos: kwasibanane





Was man in Freiburg alles trägt
Foto: kwasibanane

Mehr als Stoff

Kleidung, Zugehörigkeit und Diskriminierung

Von Cristina Valega, Juristin und Mitglied des Migrant*innenbeirats Freiburg

Kleidung hat keine eindeutige Bedeutung. Erst wir schreiben ihr eine zu. Noch bevor ein Mensch spricht, glauben wir oft schon zu wissen, woher er kommt oder wie er lebt. Problematisch wird es, wenn wir diese Zuschreibungen für Gewissheiten halten und sie unser Verhalten bestimmen.

Wann wird daraus Diskriminierung? Nach dem UN-Menschenrechtsausschuss müssen drei Elemente zusammenkommen: (I) eine Unterscheidung, Ausschließung, Einschränkung oder Bevorzugung, (II) die an ein Identitätsmerkmal wie Herkunft, Religion oder Geschlecht anknüpft und (III) bezweckt oder bewirkt, dass Rechte nicht gleichberechtigt ausgeübt werden können. Von einer willkürlichen Behandlung unterscheidet sich Diskriminierung durch den Bezug zur Identität oder zur tatsächlichen beziehungsweise zugeschriebenen Gruppenzugehörigkeit. Gerade darin liegt ihr zusätzliches Unrecht: Eine Person wird benachteiligt, weil sie ist, wer sie ist, oder als jemand Bestimmtes wahrgenommen wird.

Auch eine feindselige Absicht ist nicht nötig. Eine scheinbar neutrale Regel kann durch ihre Folgen diskri-

minieren. Ein allgemeines Verbot von Kopfbedeckungen kann Menschen besonders benachteiligen, die ihren Kopf aus religiösen Gründen bedecken, wenn es dafür keinen sachlichen Grund gibt. Dies bezeichnet man als mittelbare Diskriminierung. Entscheidend ist nicht nur die Absicht, sondern auch die Wirkung. Diskriminierung beginnt oft unscheinbar: wenn ein Kleidungsstil als »unprofessionell« gilt, Kleidung vor schnell als Zeichen mangelnder Integrationsbereitschaft gedeutet wird, Kleidung nicht den Erwartungen entspricht, die mit dem Geschlecht einer Person verbunden werden, oder von Menschen erwartet wird, ihre Unterschiede möglichst unsichtbar zu machen. Solche Urteile richten sich nicht gegen Kleidung, sondern gegen die Identität und die Werte, die wir darin zu erkennen glauben.

Die Folgen sind real. Laut EU-Grundrechteagentur berichteten 45 Prozent der befragten muslimischen Frauen, die in der Öffentlichkeit traditionelle oder religiöse Kleidung trugen, von rassistischer Diskriminierung bei der Arbeitssuche gegenüber 31 Prozent derjenigen, die solche Kleidung nicht trugen.

Damit stellt sich eine größere Frage: Bedeutet Integration nur, dass sich Menschen, die als anders wahrgenommen werden, einer bestehenden Norm annähern? Für die Euro-

päische Kommission gegen Rassismus und Intoleranz tragen Einzelne, Gesellschaft und Staat gemeinsam Verantwortung. Zusammenleben ist ein wechselseitiger Prozess.

Inklusion bedeutet deshalb: Nicht nur Menschen müssen sich anpassen. Auch Gesellschaft und Institutionen müssen sich fragen, ob ihre Regeln und Erwartungen wirklich für alle funktionieren. Jede Person soll dazugehören und mitgestalten können, ohne sich dafür verstecken oder verbiegen zu müssen.

Auf Kleidung bezogen heißt das zunächst, anzuerkennen, dass ein Kleidungsstück nicht nur eine einzige Bedeutung hat. Es kann Zugehörigkeit, Glauben, Protest, Ästhetik, persönliche Disziplin oder einfach eine Vorliebe ausdrücken. Selbstbestimmung ernst zu nehmen bedeutet, der Person zuzuhören, die das Kleidungsstück trägt. Niemand sollte wegen seiner Kleidung ausgegrenzt werden. Und niemand sollte dazu gezwungen werden, ein bestimmtes Kleidungsstück zu tragen oder abzulegen. Pauschale Verbote schützen Menschen, die unter Druck stehen, nicht automatisch; sie können ihren Zugang zu Bildung, Arbeit und Unterstützung sogar zusätzlich erschweren. Notwendige Einschränkungen müssen deshalb konkret begründet und von Gewohnheiten der Mehrheit unterschieden werden, die zur allgemeinen Norm erhoben wurden.

Eine solche Offenheit nützt der gesamten Gesellschaft. Die Vereinten Nationen verbinden Inklusion mit Vertrauen, Teilhabe und Zugehö-

rigkeit; die OECD betont, dass offenere und inklusivere Gesellschaften langfristig wirksamer und widerstandsfähiger sind. Unterschiedliche Erfahrungen machen Probleme sichtbar, die sonst leicht übersehen werden, verbessern Institutionen und helfen einer Gesellschaft, besser mit Veränderungen umzugehen.

In Freiburg können wir mit etwas Einfachem beginnen: unseren ersten Eindruck nicht für Wissen zu halten. Wir können uns informieren, bevor wir urteilen, und Menschen selbst erklären lassen, was ihre Kleidung bedeutet. Vielleicht verbindet uns mehr, als wir vermuten. Und vielleicht lernen wir, dass Freiheit und Selbstbestimmung nicht nur eine Ausdrucksform haben.

Inklusion ist kein Entgegenkommen der Mehrheit gegenüber Minderheiten, sondern ein gemeinsamer Lernprozess. Sie schafft nicht nur mehr Teilhabe für Einzelne, sondern erweitert auch den Blick einer Gesellschaft auf sich selbst. Denn Kleidung ist mehr als Stoff allein. Entscheidend ist nicht, was wir in ihr zu erkennen glauben, sondern ob wir bereit sind, auch den Menschen dahinter zu sehen.

■ Quellen: UN-Menschenrechtsausschuss, Allgemeine Bemerkung Nr. 18; UN-Sozialausschuss, Allgemeine Bemerkung Nr. 20; EU-Grundrechteagentur, Being Muslim in the EU (2024); ECRI, Integration and Inclusion; Human Rights Watch, Questions and Answers on Restrictions on Religious Dress and Symbols in Europe (2010); UN Secretary-General, Strengthening Social Cohesion through Social Inclusion (2025); Rocha Menocal, Alina, OECD, Why Does Inclusion Matter? (2020).



Kleidung von gestern gestaltet unser Morgen

Von Viktoria Ibach
Die Interviews hat Carla Poltronieri geführt

Sucht man *Second-Hand Freiburg* im Internet, bekommt man 986 Ergebnisse. Kleidungsstücke aus den vorherigen Jahrzehnten, am besten so einzigartig wie möglich, sind der Trend. In der ganzen Stadt verteilt gibt es Vintage- und Secondhandläden und Flohmärkte jede Woche. Vor allem für junge Menschen ist es ein Hobby geworden, in Kleidermassen nach besonderen Schätzen zu suchen und sich aus den Funden kreative Outfits zu kombinieren. Eine kleine spontane Umfrage vor der Mensa bestätigt grundsätzlich diese Tendenz:

»Meine Mutter ist als Kind mit mir auf Flohmärkte oder in Secondhandläden gegangen, ich habe es also von ihr gelernt. Durch die vielfältige Auswahl habe ich das Gefühl, als Individuum durch die Welt zu laufen«, sagt Josie (26). Für sie ist Secondhand definitiv die beste Möglichkeit, Kleidung zu kaufen.

Auch Emma (25) mag gern in Secondhandläden shoppen und würde sich noch mehr davon wün-

schen, obwohl sie sich oft vom Angebot überfordert fühlt: »Ich brauche viel Zeit und Geduld, weil es so viele Klamotten sind und es dadurch schnell sehr unübersichtlich wird«.

Nicht alle sind aber vom Vintage-Trend restlos begeistert. Elena (22) gibt zu bedenken: »Als Kind habe ich immer die Sachen meiner älteren Schwester getragen. Meine Familie war nicht reich und wir hatten viele gebrauchte Sachen: Möbel, Geräte und auch Kleidung. Deshalb bevorzuge ich heute neue Kleidung, die oft auch günstiger ist.«

David (25) findet gebrauchte Mode ökologisch und sozial sinnvoll und die überall auftauchenden Vintagegeschäfte an sich eine gute Sache, »nur schade, dass es oft keine günstigen Läden sind, sondern eher »Edel-Vintage«-Läden und dadurch der eigentliche Zweck verfehlt wird«.

Ein Blick in die entsprechenden Freiburger Geschäfte bestätigt das: *Secondhand* oder vielmehr *Vintage* ist heute eher eine Ästhetik als eine Bezeichnung für gebrauchte Mode. In manchen Läden wird versucht, alte Levis-Jeans und Nike-Pullover mit Löchern als cool zu verkaufen – zu Preisen, die sich kaum jemand

Der Kleiderladen:

Wenn Kleidung ein zweites Leben bekommt

Von Eve Christien Seewald

Ich stehe vor meinem Kleiderschrank – T-Shirts, Hosen und Röcke starren mir entgegen und wollen getragen werden. Jedes Kleidungsstück hat eine eigene Geschichte und erweckt Erinnerungen. Und trotzdem, das lilane Lieblingskleid vom Sommer 2016 hängt seit Jahren verstaubt in einer einsamen Ecke.

Was tun mit »abgeliebter Kleidung«? Wohin kann man sie in Freiburg bringen? Und am wichtigsten: Kommt die Kleidung auch bei Menschen an, die sie benötigen und wertschätzen?

Als ich zum ersten Mal den *Kleiderladen* in Freiburg besuche, schlendern Menschen mit kleinen Einkaufswagen durch die sorgfältig arrangierten Kleiderstände und begutachten die Röcke, Kleider und Oberteile. »Die Kleidungsstücke wurden von einem Mitarbeiter letztsens sogar nach Farben sortiert«,

erklärt mir Katja Weeke, die Leiterin des Ladens. Was auf mich wirkt wie eine hübsche Boutique, ist in Wirklichkeit eines der ältesten Sozialprojekte Freiburgs.

Der *Kleiderladen* versorgt Menschen mit geringem Einkommen aus Freiburg mit Kleidung und anderen Dingen des täglichen Bedarfs. Alle 15 Tage können sie sich hier kostenlos Sachen aussuchen, die sie benötigen. Laut Katja ist es die respektvolle Präsentation der Kleidung, welche die Menschen besonders wertschätzen, »hier sind keine Kisten, wo man rumwühlt, sondern es ist alles auf Bügel gehängt und immer aufgeräumt. Es ist einfach ein schöner Laden.« Dieser Respekt gegenüber bedürftigen Menschen ist auch beim Spenden von großer Bedeutung. Enttäuscht erzählt mir Katja von den vielen Säcken untragbarer Kleidung, die vor der Tür des Ladens abgeladen werden: »Was Menschen denken, was für andere noch gut genug ist, ist wirklich erschreckend«. Beim Kleider-

leisten kann. Plötzlich steht nicht mehr nachhaltiger Konsum im Vordergrund, sondern Profit. Auch die großen Konzerne ziehen nach. Sie produzieren das, was Menschen sonst gebraucht kaufen würden – nur halt neu und in Massen. Alles, was Secondhandshoppen so besonders und nachhaltig gemacht hat, wird dadurch auf den Kopf gestellt.

Mein persönliches Fazit: Mit überteuerter Kleidung, die teurer ist als die neuen Stücke, und einem Kaufwahn, der das Gegenteil von

bewusst ist, verlieren wir aus den Augen, was Secondhand wirklich bedeutet. Denn gebrauchte Kleidung sollte kein Trend sein, sondern ein nachhaltiger Lebensstil, hinter dem man mit ganzem Herzen steht. Es ist wichtig, dass wir alle mehr auf Flohmärkte und in Fairtrade- oder Handarbeitsläden gehen. Aber ich finde, dass wir es aus Liebe zur Natur und aus Wertschätzung für die Kleidung tun sollten. So tun wir etwas Gutes für unsere Umwelt, auch die menschliche.



Stühlinger Flohmarkt
Foto: Fabrizio Galuppi

spenden geht es nämlich nicht primär um einen selbst und den Platz im eigenen Kleiderschrank, sondern um die Menschen, die auf Spenden angewiesen sind und denen man eine Freude bereiten kann. Daher gilt auch beim *Kleiderladen*: Spenden müssen intakt und tragbar sein, nur persönlich »abgeliebt«.

Als ich den Laden verlasse, stehen mehrere Frauen vor der Tür, vertieft in ein lebendiges Gespräch. Das ist kein ungewöhnliches Bild: Katja erzählt, dass oft vor der Öffnungszeit Menschen vor der Tür zusammenkommen. Besonders für Migrant*innen und

geflüchtete Menschen ist der Laden ein wichtiger Anlaufpunkt. Zwei Mitarbeiter*innen, die Russisch und Arabisch sprechen, ermöglichen diesen nicht nur einen leichteren Zugang, sondern stehen auch für ganz individuelle Style-Tipps zur Verfügung.

Auf dem Weg nach Hause habe ich ein Lächeln auf den Lippen, ich weiß jetzt wo ich meine Kleidung hinbringen kann, und dass mein lilafarbenes Kleid vielleicht schon bald ein zweites Leben in einem anderen Kleiderschrank kriegen wird.

■ Der Kleiderladen: Dreikönigstraße 9

Wie Sprache politische Grenzen verschiebt

Von Angelina Ibach

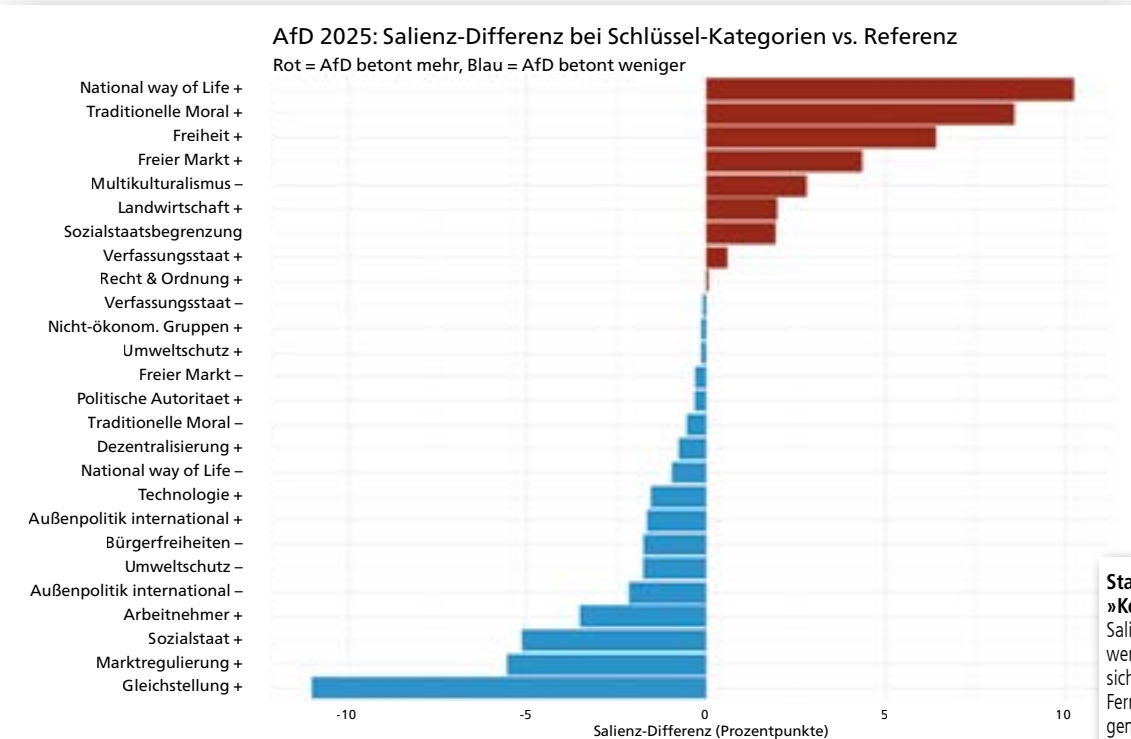
»Wissenschaft gegen Faschismus« war eine bundesweite Initiative in der Woche vom 1. bis 7. Juni 2026, welche Wissenschaftler*innen sowie Student*innen dazu aufrief, sich aktiv mit den zunehmenden faschistischen und autoritären Entwicklungen in Politik und Alltag auseinanderzusetzen und sich dagegen zu engagieren. Auch die Universität Freiburg nahm an dieser Aktionswoche teil. Es wurde unter anderem die Frage gestellt, wie sich der öffentliche, aber auch der private Diskurs verändere. Werden bestimmte Begriffe gesellschaftlich akzeptabler? Und lässt sich eine Radikalisierung der Sprache wissenschaftlich nachweisen?

Mit genau diesen Fragen beschäftigte sich Prof. Dr. Achim Rabus, tätig am Slavischen Seminar und am Digital Humanities Lab der Universität Freiburg. Das Forschungsprojekt *Korpuslinguistik gegen Faschismus* – von Rabus ins Leben gerufen – verbindet digitale

Sprachwissenschaft mit Demokratieforschung. Sprachliche Veränderungen im politischen Diskurs sind demnach nicht nur subjektiv wahrnehmbar, sondern auch wissenschaftlich messbar. Die Grundlage seiner Untersuchungen bilden große digitale Textsammlungen, sogenannte Korpora. Analysiert wurden unter anderem die Wahlprogramme verschiedener Parteien der Bundestagswahlen 2017, 2021 und 2025 sowie aktuelle Landtagswahlprogramme. Mithilfe linguistischer und digitaler Methoden lassen sich Wortschatz, Formulierungen und weitere Sprachmuster vergleichen. Anders als bei einer rein subjektiven Interpretation liefert ein solches Verfahren messbare Daten darüber, welche Begriffe häufiger verwendet werden und welche Veränderungen es hier gibt. »Unser Ziel ist es, auf Grundlage großer Textmengen empirisch belastbare Aussagen über Sprachphänomene zu treffen«, erklärt Rabus. Besonders überrascht habe ihn der deutliche sprachliche Wandel zwischen den Bundeswahlprogrammen der AfD und dem aktuellen Landtagswahlprogramm in Sachsen-Anhalt, berichtet er. Dort beobachtete er einen kla-

ren »Eskalationsschritt«: Begriffe, die aus guten Gründen lange als tabu galten, würden wieder aufgegriffen und die Sprache insgesamt deutlich brutaler. Was zunächst wie eine harmlose Formulierung wirkt, kann bereits viel über politische Sprache verraten: Wenn in einem Wahlprogramm von »stabilen Türken oder Syrern« die Rede ist, dient dieser Begriff auf den ersten Blick als vermeintliches Positivbeispiel, transportiert jedoch eine Wertung darüber, wer als gute*r oder erwünschte*r Migrant*in gilt. Auch sogenannte Kampfbegriffe und ideologisch aufgeladene Formulierungen wie »Remigration« oder »Regenbogenagenda« prägen zunehmend den politischen und alltäglichen Sprachgebrauch. Solch ein Wortschatz ist nicht nur reine Informationsvermittlung; er emotionalisiert, schafft Feindbilder und verschiebt die Grenzen dessen, was öffentlich sagbar ist. Begriffe wie »Genderismus« oder die Wiederbelebung von Bezeichnungen wie »Asylanten« überschreiten nach Rabus bewusst rhetorische Grenzen und tragen zu einer zunehmenden Brutalisierung der Sprache bei. Sprache beeinflusst unsere Wahrnehmung der Welt. »Wird gesellschaftliche Vielfalt sprachlich verzerrt oder werden Gruppen durch bestimmte Begriffe abgewertet, verändert dies auch den Blick auf gesellschaftliche Realität«, meint Rabus. Besonders problematisch ist die zunehmende Emotionalisierung politischer Kommunikation. Rabus zeigt, dass negatives Sentiment – also sprachlich erzeugte Gefühle von Angst, Bedrohung oder Wut – gezielt eingesetzt wird, um gesellschaftliche Unzufriedenheit zu instrumentalisieren. Seine Analysen zeigen, dass insbesondere die AfD ein deutlich negativeres Bild gesellschaftlicher Zustände zeichnet als andere Parteien und damit gezielt ein Narrativ der Unzufriedenheit bedient. Für Rabus beginnt der Umgang mit sprachlicher Radikalisierung deshalb bei der eigenen Sensibilisierung: Man müsse »mit offenen Augen und Ohren durchs Leben gehen«, sprachliche Diskriminierung erkennen und sich bewusst machen, dass Sprache immer auch Handeln sei – und verletzen könne.

Statistik von Prof. Rabus für das Projekt »Korpuslinguistik gegen Faschismus«. Salienz (von lateinisch auffallen). Etwas ist salient, wenn es automatisch unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, wie z.B. ein extrem lauter Werbespot im Fernsehen. Wenn etwas salient ist, muss es deswegen nicht relevant sein. (Red.)



Deutschland und andere Länder haben in Afghanistan Krieg geführt – die damaligen Verbündeten lässt Deutschland nun allein. Foto: ArmyAmbe Public Domain

Niemand sieht uns und niemand hört uns wirklich

Über das Gefühl der Einsamkeit und der Unsicherheit einer ganzen Community

Von Fateme Javid

Ich lebte mit meinem Mann in Afghanistan. Nach vielen Jahren des Studiums und der Arbeit konnten wir endlich die ersten Ergebnisse unserer Bemühungen sehen. Wir arbeiteten beide als Dozenten an einer Hochschule und waren zusätzlich in literarischen und sozialen Projekten aktiv. Doch am 15. August 2021* änderte sich alles. An diesem Tag fiel Kabul, und wir wurden gezwungen, unser Zuhause, unsere Stadt und unser bisheriges Leben zu verlassen. Dieser Tag hat sich tief in mein Gedächtnis eingebrannt. Aufgrund unserer sozialen und gesellschaftlichen Aktivitäten war die Situation nach der Machtübernahme der Taliban für uns nicht mehr sicher. Am Tag unserer Flucht nahmen wir nur einen Rucksack pro Person mit und machten uns auf den Weg zum Flughafen Kabul. Am Flughafen herrschten Chaos und Angst. Tausende Menschen versuchten zu fliehen, während Taliban-Kämpfer die Menschen mit Waffen, Schlagstöcken und Kabeln einschüchterten. Wir standen fast einen ganzen Tag und eine ganze Nacht in diesen Warteschlangen. In der Nacht auf dem Flughafen wurde es für einige Stunden etwas ruhiger. Nur das Weinen der Kinder blieb konstant im Hintergrund und erinnerte uns daran, dass wir uns immer noch in einer extremen Ausnahmesituation befanden. Der Himmel war klar, keine Wolken waren zu sehen, und der Mond schien hell über das Gelände des Flughafens. Ich erinnere mich sehr genau an diesen Moment. Ich schaute zum Himmel und hatte das Gefühl, dass uns niemand wirklich sieht und niemand wirklich hört. Es war, als ob ein ganzes Volk in diesem Moment unsichtbar geworden war. Ein Volk, das jahrelang versucht hatte, ein normales Leben aufzubauen, zu studieren, zu arbeiten, zu leben wie andere Menschen auch. Ich habe mich in dieser Nacht zum ersten Mal in meinem Leben so allein gefühlt, obwohl ich mitten in einer Menschenmenge stand. Es war die Einsamkeit eines ganzen Landes.

In dieser Nacht habe ich mir selbst ein Versprechen gegeben. Ich wollte nicht nur zusehen und schweigen. Ich wollte meine Stimme nutzen, um über diese Menschen zu sprechen und ihre Realität sichtbar zu machen. Wir kamen schließlich nach Deutschland und begannen mit dem Deutschlernen sowie mit ehrenamtlicher Arbeit. In den ersten Jahren hatten wir das Gefühl, hier in Sicherheit zu leben und uns ein neues Leben aufbauen zu können. Schritt für Schritt wurde Deutschland, insbesondere Freiburg, für uns zu einem Ort der Stabilität. Doch dieses Gefühl hat sich verändert. Besonders nachdem die afghanische Botschaft in Berlin unter die Kontrolle der Taliban gestellt wurde, begann sich in mir erneut ein tiefes Gefühl der Unsicherheit auszubreiten. In jüngster Zeit waren – Medienberichten zufolge – Vertreter der Taliban im Europäischen Parlament zu Gesprächen eingeladen. Ich habe wieder dasselbe Gefühl der Einsamkeit wie damals am Flughafen von Kabul. Die Menschen in Afghanistan werden mit den Taliban allein gelassen. Während Frauen entrechtet und Kritiker verfolgt werden, öffnet Europa den Taliban die Türen. Europa verhandelt mit den Taliban und ignoriert dabei die Rechte der Geflüchteten. In einer Gruppe afghanischer Aktivistinnen und Aktivisten in Deutschland habe ich die Frage gestellt, ob sie dieses Gefühl der Unsicherheit ebenfalls kennen. Die Antwort war eindeutig: Alle haben es bestätigt. Die Menschen in Deutschland sollten wissen, dass die Präsenz einer terroristischen Gruppe nicht nur die Rechte von Geflüchteten betrifft, sondern auch Fragen der eigenen Sicherheit aufwirft. Wenn Stimmen wie unsere leiser werden, beginnt ein Prozess, der am Ende alle betreffen kann.

* Am 15. August 2021 erfolgte die Einnahme Kabuls und die erneute Machtübernahme der Taliban in Afghanistan, nachdem Präsident Donald Trump den Abzug der US-Streitkräfte eingeleitet hatte.

Frauenstimmen aus Afghanistan und Iran bei den InTerkulturellen Wochen

■ Fr 2. 10. 17:00–19:00: Frauen aus Afghanistan und dem Iran berichten über Würde, Handlungsfähigkeit, Bildung, Frieden und Hoffnung und treten in einen

interkulturellen Dialog. Ort wird bei Anmeldung bekannt gegeben. Anmeldung: kurzlinks.de/frauenstimmen oder bazmara.za@gmail.com

Tapajós trifft Dreisam

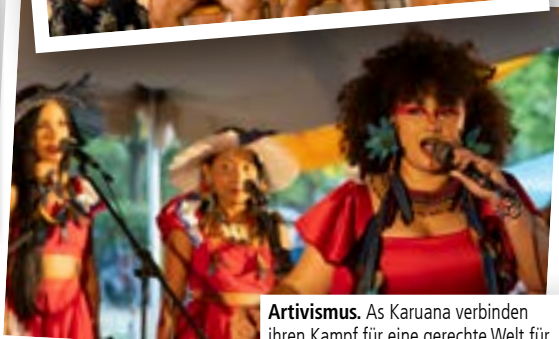
As Karuana bringen Musik und Protestbewegung mit nach Freiburg

Von Valéria Silva Fekete, Beisitzerin im Vorstand des Migrantinnenbeirat der Stadt Freiburg

»Wenn der Fluss stirbt, sterben auch wir, denn wir sind ein Volk des Wassers.« So fasst die Brasilianerin Nalva Borari, Mitglied der Musikgruppe As Karuana und Anführerin der Borari in ihrer Gemeinschaft, ihren Kampf gegen die Zerstörung ihres Lebensraums zusammen. Zum dritten Mal besuchten sie Freiburg und wieder konnten sie viel mehr als Musik anbieten, denn As Karuana sehen ihre politische Arbeit als *Artivismus*, eine Wortzusammensetzung aus Kunst und Aktivismus. Und wieder kam die Mischung beim Freiburger Publikum, das im Juli begeistert zuhörte, mitdiskutierte und tanzte, ziemlich gut an.

Kampf für eine gerechte Welt, in Brasilien und überall

As Karuana sind eine Gruppe Indigener Künstlerinnen und Aktivistinnen aus Alter do Chão, im Bundesstaat Pará, im Amazonasgebiet, in Nordbrasilien. Mit ihrer Musik erzählen sie von ihrem Kampf für die Erhaltung des Waldes, den Schutz der Flüsse, der Indigenen und traditionellen Territorien und für Klimagerechtigkeit. In Freiburg sind sie mittlerweile Stammgäste. Sie kamen auf Einladung von Pakt e.V., waren bei *Freiburg Stimmt Ein* und beim *Agrikultur Festival* zu Gast. »Wie kann man einen Fluss als Ware behandeln?«, fragt Nalva Borari bei dem Vernetzungstreffen auf dem *Agrikultur Festival*, einem der vielen Termine in Freiburg. Nalvas Frage hat einen triftigen Grund, denn, obwohl Länder wie Bolivien, Ecuador, Kolumbien, Neuseeland und Kanada Flüsse als juristische Personen mit Recht auf Schutz erklären, mussten brasilianische Indigene Anfang des Jahres gegen den US-Großkonzern Cargill – der den Tapajós-Fluss, einen der größten Nebenflüsse des Amazonas, für den Transport von Soja und anderen Produkten des Agrobusiness ausbaggern wollte – gewaltfrei, aber bestimmt kämpfen. Nach 33 Tagen Besetzung der Firmengelände mit über 2000 Mitstreitenden kam der Erfolg: Das Dekret wurde zunächst ausgesetzt. Genauer gesagt leben die Mitglieder der As Karuana am Tapajós, aber ihr Kampf für die Natur beschränkt sich nicht nur auf die Region. Mit Beispielen über die Zusammenhänge zwischen dem Fleisch-, Soja- und Gold-Konsum im Globalen Norden und der Zerstörung der Lebensräume im Globalen Süden konnten sie klare Missstände aufzeigen und uns in Freiburg erklären, wie wichtig der Einsatz von gewaltfreien Protesten, internationaler Vernetzung und Solidarität für die gesamte Menschheit ist. Denn genau wie der Tapajós ist auch die Dreisam lebenswert.



Artivismus. As Karuana verbinden ihren Kampf für eine gerechte Welt für uns alle mit Kunst. Foto: kwasibanane

Von Annemarie Fink

Ein Nachmittag im Stühlinger. Auf liebevoll mit Blumen geschmückten Palettenbänken sitze ich mit Nour al-Huda Zaynab Schröter, der 27-jährigen Gründerin des Sukoon. Während wir sprechen, vergehen kaum fünf Minuten, ohne dass jemand von der anderen Straßenseite herüberwinkt, im Vorbeigehen kurz anhält oder ein paar Worte mit ihr wechselt. Familien mit Kindern, junge Frauen, ein älterer Herr mit seinem Hund. Alle scheinen Nouri zu kennen, und Nouri kennt sie.

Auf den ersten Blick erinnert das Sukoon an ein kleines Café, doch vor allem ist es ein Kunst- und Kulturraum, in dem Lesungen, Konzerte, Ausstellungen, kreative Workshops sowie arabische und spanische Sprachclubs stattfinden. Ein Label möchte Schröter dem Ort bewusst nicht geben. Statt sich über Kategorien oder Zuschreibungen zu definieren, will das Team »mit einer radikalen Selbstverständlichkeit einfach unser Ding machen«. Das Programm entsteht dabei organisch aus Ideen des Kernteams, der Nachbarschaft und der Community. So stehen Themenabende zu islamischer Kultur und Spiritualität neben andalusischen Kunstausstellungen, Jazzkonzerten, Gedenkvorträgen über Srebrenica oder Brettspielabenden.

Diese Offenheit spiegelt sich auch im Publikum wider. Unter den Gästen finden sich internationale Studierende, Christ*innen, Nachbarinnen und Nachbarn ohne religiösen Bezug, und auch eine deutsche Buddhistin treffe ich an diesem Nachmittag wieder. Mit Mirjam hatte ich mich bereits einige Monate zuvor beim gemeinsamen Fastenbrechen während des Ramadans unterhalten. Die 50-Jährige wohnt nur eine Straße entfernt und kommt fast jede Woche vorbei. »Ich mache überall Werbung«, sagt sie lachend. Das Sukoon habe ihre Lebensqualität im Viertel spürbar erhöht.

Der Name *sukoon* stammt aus dem Arabischen und bezeichnet ein sprachliches Zeichen, das einen Moment der Stille markiert. »Es ist der Moment der Stille, bevor man in Aktion tritt«, erklärt Schröter. Genau das soll das Sukoon sein: ein Ort

zum Innehalten und Auftanken, an dem Menschen ohne Konsumzwang zusammenkommen, neue Freundschaften schließen und Gemeinschaft erleben können.

Die Idee dafür kam ihr auf Reisen. Während eines Auslandssemesters in Kuala Lumpur lernte sie eine Art *Public Living Room* kennen: einen Ort, an dem kreative, spirituelle und kulturell interessierte Menschen zusammenkamen. Ähnliche Räume begegneten ihr später auch in London, wo sie ihren Master in Curating Cultures mit Schwerpunkt islamische Kunst absolvierte, sowie in Istanbul, wo Freunde von ihr ein ähnliches Café eröffneten. Gemeinsam war all diesen Orten, dass sie Menschen mit ganz unterschiedlichen Lebensgeschichten zusammenbrachten, viele von ihnen geprägt von mehreren Kulturen und Identitäten.

Jedes Mal, wenn sie in ihre Heimatstadt Freiburg zurückkehrte, fehlte ihr genau das. »Du hast entweder die Kneipe, aber die meisten von uns trinken keinen Alkohol, und die meisten Cafés haben ab fünf Uhr schon zu. Wo kann man dann noch hingehen?«, erinnert sich die junge Frau mit deutsch-marokkanischen Wurzeln.

Mit tatkräftiger Unterstützung ihrer Familie und Bekannten verwandelte sie die Ecke an der Klarastraße in eine kleine Wohlfühloase. Seit diesem Sommer endet das Sukoon nicht mehr an der Eingangstür, denn im Rahmen eines städtischen Pilotprojekts wurden zwei Parkplätze vor dem Kulturraum in ein Parklet mit Palettenbänken und Blumenkästen umgestaltet. »Da ruhen sich ältere Menschen auf dem Heimweg kurz aus oder Nachbarinnen und Nachbarn ohne Garten setzen sich abends mit dem Babyphone raus«, erzählt Schröter.

Getragen wird das Sukoon bis heute ausschließlich ehrenamtlich. Veranstaltungen funktionieren auf Spendenbasis, künftig sollen Fördermitgliedschaften den Verein langfristig tragen. Das Ziel ist dabei nicht, möglichst groß zu werden, sondern das zu erhalten, was in der Klarastraße bereits entstanden ist: ein Ort, an dem Menschen einfach zusammen sein können.

■ Klarastraße 73, Di–So 16:00–20:00



Nour al-Huda: Willkommen im Sukoon
Fotos: Salome Deistler

Sukoon

Ein öffentliches Wohnzimmer in der Klarastraße



■ **Fr 25.9. 18:00: Eröffnung der Interkulturellen Wochen 2026.** Mit Raschèr Academy Orchestras Saxofon-Ensemble & internationalen Liederrepertoire des Süduferchors, KHG Lorettotr. 24

■ **So 27.9. 19:30–22:00: Konzert »Amour et Résistance«.** Joanne Calmel, Schopf2, Schopfheimer Str. 2

■ **Di 29.9. 19:00: »Historias de Evas«** Ausstellungseröffnung zum Kunstprojekt von Carmen Luna, Stadtebibliothek Haslach, Staudingerstr. 10b. Die 275 Evas werden gleichzeitig an zehn öffentlich zugänglichen Orten in verschiedenen Freiburger Stadtteilen präsentiert. **Ausstellung:** 29.9. bis 27.11.; [historiasdeevas.eu](#)

■ **Mi 30.9. 15:00–17:00: Parkgeflüster.** Mobilität, Begegnung, Teilhabe. Generationsübergreifende und interkulturelle Picknicks mit buntem Rahmenprogramm. Bike Bridge e.V., Kulturkiosk am Stühlinger Kirchplatz

■ **Do 1.10. 19:00–22:00: Die Klänge Lateinamerikas.** Live Musik & Tanz, Eintritt 15€. Schopf2, Schopfheimer Str. 2

■ **Sa 3.10. 13:00–21:00: Africa Day 2026.** 10 Years of Solidarity and Diversity, Stadtgarten Freiburg, s. S.5

■ **So 4.10. 15:30–17:30: Upcycling & Upstyling Workshop.** Kleidung gestalten: Identität, Kreativität & Nachhaltigkeit. Mit der Adaora Community und der Künstlerin Chiara Ernst. Mit Anmeldung

Fortsetzung S.16

[ikw-freiburg.de](#)
[@ikw.freiburg](#)



Irgendwie interkulturell Folge 15

Ein kleiner Bär aus Dänemark entdeckt die Welt – und erobert alle Herzen

Von Alexander Sancho-Rauschel

Der kleine Bär Petzi ist eines ganz besonders: Er ist mutig. Unerschrocken, neugierig und dazu offen und freundlich gegenüber jedem Lebewesen, das ihm auf seinen langen Reisen begegnet. Obwohl er noch ein Kind ist, versammelt er seine Freunde – Pinguin Pingo, Pelikan Pelle, Seehund Seebär, dazu einen kleinen Papagei und eine freche Schildkröte – für das große Ziel: Mit Säge und Hammer bauen sie sich ein seetüchtiges Schiff. Kurz wird noch Mama zugewonnen, dann geht es los auf Weltreise!

Sie bereisen die sieben Meere und unzählige Länder, und entdecken dabei versteckte Königreiche, unbekannte Flüsse und seltsame Tiere – und finden vergrabene Schätze. Und das Schönste dabei: Sie sind überall willkommen, überall werden sie freudig begrüßt, man hilft ihnen oder sie selber retten andere Tiere in Not. Misstrauen, Vorurteile oder überhaupt Fremdsein? Kennt man nicht in Petzis Welt. Unbekannte Welten liegen vor der Haustür und wollen entdeckt und bereist werden. Die Geschichten sind auch ohne Schurken und größere Konflikte spannend und unterhaltsam. Und wer anderen hilft, gewinnt – nämlich Freunde auf allen Kontinenten!

Befragen wir eine Expertin: »Ich finde sie einfach gut und richtig spannend«, sagt Petzi-Kennerin Pauline (9) aus Freiburg. »Es ist toll, dass Petzi und seine Freunde mit ihrem Schiff »Mary« so viel entdecken. Überall, wo sie hinkommen, kennt man sie. Und die kleine Schildkröte macht immer viel Quatsch!«

Erfunden hat die Geschichten ein dänisches Ehepaar – die Autorin und der Zeichner Carla und Vilhelm Hansen. Bereits in den 50er Jahren ging es los, erst in dänischen Zeitungen, dann folgten die Bücher – bald auch in Deutschland. Der Carlsen Verlag, deutsche Tochter des dänischen Mutterkonzerns, ist vielen vor allem als Harry-Potter-Verlag bekannt. Gegründet wurde er aber ursprünglich, um Petzi auf Deutsch zu verlegen. Nach und nach folgten knapp 40 Bände, und dazu viele kleinformatige Pixi-Bücher, bis das Ehepaar Hansen altersbedingt in den 60er Jahren aufhörte.

Im dänischen Original heißt Petzi übrigens Rasmus Klump, in Norwegen heißt er Bamse Bjørn, Barnaby in England, Nalle in Finnland und Pol in den Niederlanden, Pechi auf Spanisch – und wiederum Petzi in Frankreich.

Und Frankreich ist mittlerweile auch das neue Mutterland des kleinen Bären geworden. Denn Thierry Capezzzone, ein französischer Kinderbuch- und Comiczeichner mit italienischer Familiengeschichte, zeichnet seit 2010 neue Petzi-Abenteuer, sieben neue Bände gibt es schon. Wie zuvor Asterix ist jetzt auch Petzi auf Käsereise in die Schweiz gereist. Der sympathische, immer bestens gelaunte Zeichner trägt gern mal eine blaue Wollmütze – genau wie Petzi. Daneben setzt der Künstler auch schwedische und norwegische Sagenstoffe in Bilder um. Und wo lebt der Franzose heute? Natürlich in Petzis Heimat, in Dänemark. Dort gibt es übrigens auch Pfannkuchenrestaurants, die nach Rasmus Klump benannt sind. Das passt – denn was erwartet Petzi, wenn er nach einer seiner Weltreisen wieder zuhause ankommt? Na klar: Mama Bärs Erdbeerpfannkuchen!

▼ Bildcredits: Molinaro/Capezzzone: Petzi in der Schweiz, Panini Verlag



▲ Was geht verloren, wenn sich Wörter verlieren?
Fotos: kwasibanane

Angst, die Muttersprache zu vergessen

Von Angelina Ibach

Sie: »Ты можешь мне помочь?«
Ich: »Ja, я же тебе gesagt, ich komme uac!«
Sie: »Ты это schon vor fünf Minuten сказала.«
Ich: »Noch eine Minute, ich bin gleich fertig.«
Sie: »Почему ты никогда не отвечаешь auf Russisch?« (»Warum antwortest du nie auf Russisch?«)

Das ist eine typische Alltagsszene: Meine Eltern sprechen mit mir auf Russisch; ich antworte auf Deutsch. Oft spreche ich sogar in einer Mischung aus Russisch und Deutsch. Viele Kinder aus Familien mit Migrationsgeschichte kennen das. Immer mehr entferne ich mich von meiner Muttersprache. An der Uni oder mit meinen Freund*innen rede ich ausschließlich Deutsch. Manche russischen Wörter fallen mir nicht mehr ein, manche Sätze klingen ungewohnt. In solchen Momenten frage ich mich, ob ich meine Muttersprache irgendwann ganz vergessen könnte. Dann bekomme ich Angst.

Diese Angst kommt nicht von irgendwo. Als ich noch klein war, war die Überzeugung noch weit verbreitet, dass Kinder mit Migrationsgeschichte möglichst nur die deutsche Sprache lernen sollen. Es wurde befürchtet, dass mehrere Sprachen zu Verwirrung führen und den Erwerb der deutschen Sprache erschweren könnten. Heute ist klar, dass Zwei- oder Mehrsprachigkeit die sprachliche und kognitive Entwicklung von Kindern sogar fördert.

Dieser Wandel zeigt sich auch am Beispiel meiner Familie. Mir wurde früher von Erzieher*innen noch gesagt, ich solle im Kindergarten mit meiner russischsprachigen Freundin nicht Russisch sprechen. Wir wurden aus diesem Grund sogar in verschiedene Gruppen eingeteilt. Meine Schwester hingegen wird heute in der Schule ausdrücklich dazu ermutigt, ukrainische Kinder bei Aufgaben auf Russisch zu unterstützen. Was früher als Lästigkeit galt, wird heute als wertvolle Fähigkeit angesehen.

Und ich versuche jetzt die Muttersprache bewusst zu pflegen – mit Verwandten zu sprechen, Bücher zu lesen oder Filme zu schauen in der Muttersprache. Denn jede Sprache, die wir behalten, erweitert unseren Blick auf die Welt und ist ein Teil unserer Identität. Auf die eigene Muttersprache sollte man nie verzichten!



Fortsetzung von S.14

■ **26.9.10:00–16:00: Südwind-Flohm.** Verkauf von Kleidung für Kinder und Erwachsene, Büchern, Kinderspielzeug, Kaffee & Kuchen. Faulerstr. 8

■ **Mo 5.10. und Fr 9.10. jeweils 17:00–19:30: Von Frust zu Handlungskraft.** Informiert & kreativ gegen Diskriminierung. Sozialdienst muslimischer Frauen und Antidiskriminierungsbüro, Sulzburger Straße 35

■ **Di 6.10. 18:00–20:30: Zusammenrücken. Hoffnung machen.** Wie können wir uns in krisenhaften Zeiten aufeinander verlassen? Abend mit dem Antirassismustrainer Austen P. Brandt, c-punkt Münsterforum, Herrenstraße 33

■ **Do 8.10. 18:30: Lesung »Frauen von Welt«** im Rahmen der Kunstausstellung »Historias de Evas« von Carmen Luna. Stadtbibliothek Haslach, Staudingerstraße 10b

■ **Fr 9.10. 9:00–10:45: Reili und Reilo.** Own-Voice-Geschichte über Mut und Freundschaft mit Kindern der Sinti- und Roma. Für Kinder und Schüler_innen. Adolph-Reichwein-Bildungshaus, Buggingerstraße 83,

■ **Sa 10.10. 11:00–16:00: Briefe des Ankommens.** Schreibwerkstatt mit Ketevan Bakhia. Volkshochschule Raum 108, Anmeldung: www.vhs-freiburg.de

■ **Sa 10.10. 14:00–20:00: Kallpas-Festival** mit MusikerInnen, TänzerInnen aus Lateinamerika und Deutschland. Stadtgarten Freiburg

ikw-freiburg.de
ikw.freiburg



jüdischen Händler mit als Erste nach Europa einführten. Und die ganze *Città delle Nazioni*, wie die Stadt Livorno noch heute wegen ihres interkulturellen Gründungskonzeptes genannt wird, ließ sich das schmecken: Der Fisch *alla mosaica*, also nach jüdischer Art, wurde zu einer ikonischen livornesischen Spezialität. So sehr, dass er heute einfach *pesce alla livornese* genannt wird.

Livorno: Panorama aus dem Molo Mediceo
 Foto: Luca Aless, CC BY-SA 4.0

Hafenstadt Livorno übersiedelt, seien Immunität vor Verfolgung, Schuldenerlass und Glaubensfreiheit garantiert. Erst einmal für 25 Jahre, beliebig verlängerbar – und für alle Fälle mit dem Versprechen, jede Rücknahme der Privilegien fünf Jahre im Voraus anzukündigen. Da wusste einer, wie man das mit der Suche nach Fachkräften richtig macht!

Ferdinandos Konzept ging auf: Livorno, als Ersatz für den versandeten Hafen von Pisa gegründet, füllte sich schnell und wurde zu einem der mächtigsten Häfen Europas, auch und vor allem dank der Juden, die bald 10 Prozent der Bevölkerung ausmachten. In Livorno mussten sie nicht in ein Ghetto, sondern durften ihren Wohnsitz frei wählen, Synagogen und Schulen gründen, eigene Richter ernennen und – wie auch die anderen ausländischen Gemeinden der Stadt – durch eigene Vertreter in der *Deputazione*, einer Art Handelskammer, die Entwicklung des Hafens mitgestalten.

Die ehemaligen Fischreste-Sammlerinnen waren nun wohlhabend, blieben aber wie so oft ihren alten Rezepten treu, wenn auch mit neuen, wertvolleren Zutaten verfeinert. Statt Essig kam nun richtiger Wein zum Einsatz, die Soße färbte man bald mit Tomaten, den leckeren Früchten aus der Neuen Welt, die die

sie irgendwie zu verarbeiten. Erst einmal anbraten, damit sie nicht weiter verkommen, und dann möglichst viel Würziges hineinkippen, um die Fehlnoten zu kaschieren: Knoblauch, Petersilie, Weinessig ... was man sich als arme Familie so leisten kann.

Sommer 1593: Im Ghetto verbreitet sich eine unglaubliche Nachricht. »*Euch alle, Händler jeglicher Nation, grüße ich – aus dem Osten und Westen, Spanier, Portugiesen, Griechen, Deutsche, Italiener, Juden, Türken und Mauren, Armenier, Perser und sonstige Landsleute*«, schreibt der toskanische Großherzog Ferdinando de Medici in den ersten Zeilen seiner *Leggi livornine*: Jedem, der in die neu gegründete

Zutaten für 4 Personen: • 800 g Kabeljaufilets • 500 g Tomatenpassata • 4–5 Knoblauchzehen • 200 ml Weißwein (trocken!) • glatte Petersilie • Salz, Pfeffer, Chili • Olivenöl, etwas Mehl
 ••• Traditionell nimmt man eigentlich Rotbarben, die aber viele Gräten haben und schwer zu bekommen sind. Atlantischer Kabeljau passt prima und macht das Gericht

noch ein bisschen interkultureller!

Zubereitung: • Die Fischfilets waschen, sehr gut abtupfen und in Mehl wälzen.
 • 2–3 Knoblauchzehen und etwas Chili im Öl erhitzen. • Die Fischfilets kurz von beiden Seiten anbraten, salzen, pfeffern und mit Wein angießen. • Wenn der Alkohol verdampft ist (am Geruch erkennbar), Fisch herausnehmen, in den verbliebenen Sud die

Passata hineingeben und gut 20 Minuten köcheln lassen, bis der Sugo fruchtig, aber nicht mehr sauer ist • Knoblauch herausfischen, eventuell zerdrücken und als Würze wieder dazugeben. • Die Filets in die Soße legen, zwei rohe Knoblauchzehen pressen und darauf verteilen, einige Minuten weiter kochen. • Am Ende mit reichlich gehackter Petersilie bestreuen.



Pesce alla livornese
 Foto & Zubereitung:
 Irene Pacini

Pesce alla livornese

Interkulturelle Küche aus dem 16. Jahrhundert

Von Irene Pacini

Ein Sommertag in Rom um 1590: Der Fischmarkt in Rione Sant'Angelo, in der Nähe des Tibers, geht gerade zu Ende, schwere Gerüche liegen in der Luft. Viele Frauen stehen an, um die unverkauften Reste zu ergattern, die traditionell an die Armen verschenkt werden. Die meisten von ihnen sind Jüdinnen, denn das Viertel ist wenige Jahre zuvor, 1555, zum Ghetto deklariert worden – eine Reaktion auf den Flüchtlingsstrom aus Spanien nach der Judenvertreibung 1492, den der Kirchenstaat als Bedrohung für das Stadtbild der Ewigen Stadt ansah. Die jüdische Gemeinde, die älteste Europas, wird seitdem verstärkt mit Abgaben und Arbeitsverboten schikaniert, ihre Mitglieder sind bettelarm.

Die jüdischen Frauen stellen sich also an, sammeln Fischreste, lassen sie brav an einer eigens dazu angebrachten Messlatte vermessen (denn – auch so eine Schikane – die größeren dürfen nicht an Juden verschenkt werden) und dann schnell nach Hause, um